

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **94 (2015)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

114 166: Nr. 1 (2015)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

20.02.2015 #1/15



AZB
8001 Zürich

Margrit Meyer Kälin
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

0007471

Herr Gilgen, brannte Zürich wegen Ihnen?



35 Jahre «Züri brännt»

Husch, husch!
Bern bestraft
Langzeitstudis

Neue Kopierkarte
Dabei könnte die
Legi schon alles

#OscarsSoWhite
Keine Awards
für Schwarze



Universität St. Gallen

2. März
Master-
Infotag

International
Interdisziplinär
Praxisorientiert

"From insight
to impact" 

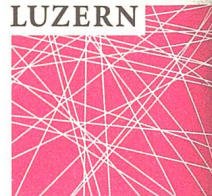
Jus-Masterstudiengänge

- Master in Rechtswissenschaft (MLaw)
- Master in Rechtswissenschaft mit Wirtschaftswissenschaften (MLE)
- Master in International Law (MIL)
für Absolventen aller universitären Bachelorprogramme

Universität St. Gallen (HSG)
www.ius-studium.unisg.ch | ius-studium@unisg.ch | 071 224 22 24

The ideal preparation for an exciting career in health...

UNIVERSITÄT
LUZERN



Master in Health Sciences

- In-depth knowledge of health, functioning and disability
- Approach to health from a comprehensive and interdisciplinary perspective
- A new dimension for research, health service provision and healthcare management
- Internship in a research environment

You can focus on an area of your interest:

- Health Communication
- Health Behavior and Management
- Health Economics and Health Policy
- Health Services Research
- Research Methods

Join our **Open Day** on Wednesday
18th March 2015



LOOK FOR US AT:

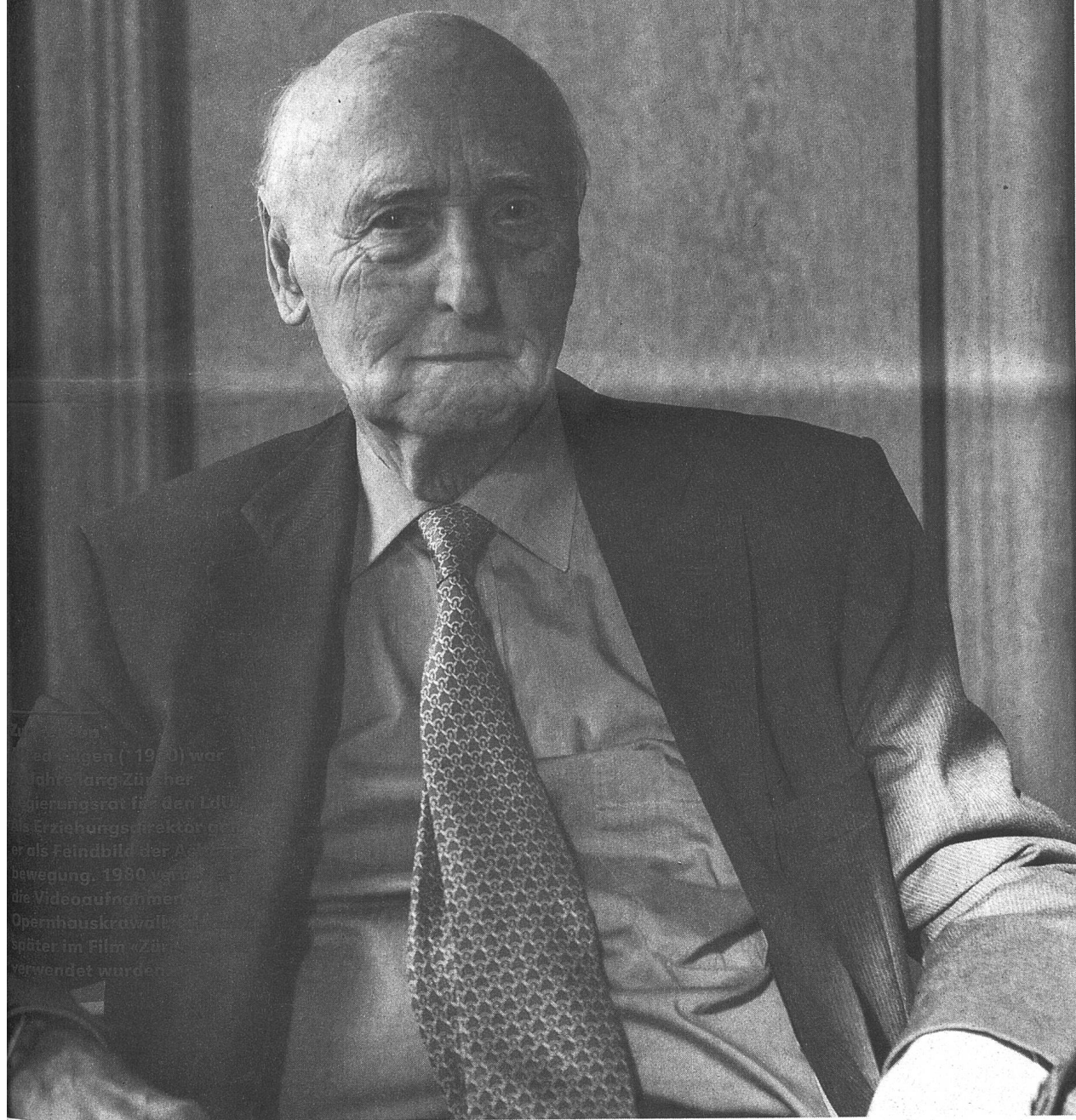
www.master-healthsciences.ch

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

20.02.2015 #1/15

«Nein,
ich war gegen Gewalt.»



Zugesteckt
Mäzen spendet
120 Millionen

Ausgeschlossen
Studi falsch
informiert

Eingeschafft
ZS-Redaktor
erhält CH-Pass

THE MATCH FACTORY UCM RIVA FILM MACT PRODUCTIONS HEMAT FILM ALMA FILM
PRÄSENTIEREN

Festival del film Locarno
Piazza Grande

EIN FILM VON ERAN RIKLIS
DREHBUCH SAYED KASHUA

DANCING ARABS

שרנים ורקדים אל-אקסון

TAWFEK BARHOM Yael ABECASSIS MICHAEL MOSHONOV
ALI SULIMAN DANIELLE KITZIS MARLENE BAJALI
LAËTITIA EÏDO RAZI GABAREEN AND NORMAN ISSA

AB 5. MÄRZ IM KINO



HIGHLIGHTS IM MOODS

- POLAR BEAR** (UK) psych-jazz epic, electronic, rock, hip-hop – **Di 24.2.**
- AVISHAI COHEN'S TRIVENI** (IL) jazz – **Do 26.2.**
- DUB SPENCER & TRANCE HILL** (CH) dub, trance – **Sa 28.2.**
- EMEL MATHLOUTHI** (TN) arabic, world, orient, folk, rock – **Mi 4.3.**
- MARC RIBOT SOLO** (US) jazz, punk, guitar-freak – **Fr 13.3.**
- MOLOTOW BRASS ORKESTAR** (CH) BALKANKARAVAN – **Sa 14.3.**
- KARIMOUCHE, ANAÏS** (FR) SOIRÉE FRANCOFOLLE – **So 15.3.**
- SHAI MAESTRO TRIO** (IL) jazz – **Di 17.3.**
- GANES** (IT) pop – **Mi 18.3.**
- LEYLA MCCALLA** (US) blues, folk – **So 29.3.**
- BIBI VAPLAN** (CH) CD-TAUFE, chanson, rätoromanisch – **Mi 1.4.**

Infos/Tickets:
www.moods.ch

Unterstützt von

Partnerin
Zürcher Kantonalbank

Schauspielhaus Zürich

Theater zum Kinopreis*

Yvonne, die Burgunderprinzessin
von Witold Gombrowicz

Schweizer Schönheit
von Dani Levy

**Die schönsten Sterbeszenen
in der Geschichte der Oper**
von Alvis Hermanis

Kasimir und Karoline
von Ödön von Horváth

www.schauspielhaus.ch

*Für Legi-InhaberInnen (bis 30 Jahre) 10 Minuten vor Vorstellungsbeginn alle Karten nur 20 Franken

Zürcher Studierendenzeitung
93. Jahrgang
Ausgabe # 1/15
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Andrea Fröhlich
andrea.froehlich@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 2/15: 16.3.2015

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert,
sie ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 2/15: 15.3.2015

Redaktion
Nina Kunz, Michael Kuratli,
Johannes Luther [jol], Andreas Rizzi,
Larissa Rhyn, Melanie Sauter,
Florian Schoop, Hanna Stoll,
Simon Truog [tru]
E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Lucas Forberger, Deya Frei, Michael Frei,
Adelina Gashi [aga], Juliana Maric,
Caroline Meier [cam], Philipp Theisohn

Bilder und Illustrationen
Anna Dettwyler, Nora Gsell, Olivia Heussler,
Michael Kuratli, Josef Kuster, Joséphine
Marfurt, Gian Steiner

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 1 / 15
Electric Six – Gay Bar

Feindbilder — In den Achtzigerjahren war er das Feindbild Nummer 1 der Studierenden: Alfred Gilgen. Heute schimpfen die Studierenden an Kundgebungen Bildungsdirektorin Regine Aeppli eine «Banane». Das wirkt herzig – damals wünschten die Demonstrierenden Erziehungsdirektor Alfred Gilgen noch «an den Galgen».

Aber die Welt war dazumal auch einfacher. Es herrschte Kalter Krieg. Es gab Gut und Böse. Kapitalismus und Kommunismus. Es gab Gilgen (staatliche Repression), und es gab die «Bewegten» (Freiheit). Heute gibt es an der Uni keine kollektiven Feindbilder mehr. Die Einen freut es, wenn FIFA-Chef Sepp Blatter einen Vortrag halten kommt, die Anderen protestieren gegen seinen Besuch. Dass es heute an Feindbildern fehlt, ist ein Ausdruck davon, dass sich die Studierenden über fast nichts mehr aufregen können – ausser über das crashende Modulbuchungssystem und das nicht vegane Angebot in der Mensa natürlich.

In den Achtzigerjahren war dies ganz anders. Zu Spitzenzeiten protestierten über zweitausend Personen an der Uni. Diese Demonstrationen richteten sich vor allem gegen Gilgen. Die ZS hat ihn für diese Ausgabe getroffen – und festgestellt: Er ist kein Bösewicht, sondern einfach ein wenig frech. Auch mit 84 Jahren ist bei ihm von Altersmilde keine Spur. Selbst die beiden ehemaligen Bewegten, die wir mit ihm an den Tisch gesetzt haben, mussten zugeben: Der Mann hat Humor. Was beim Treffen der ehemaligen Kontrahenten sonst noch Überraschendes herauskam: ab Seite 19 das Gespräch.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





Peitsche für Langsame: Studieren die Berner bald um die Wette?

\$chluss mit Gemütlichkeit

Uni Bern führt Strafgebühren für Langzeitstudis ein.

Michael Frei (Text) und Gian Steiner (Bild)

Ab dem Herbstsemester 2015 gilt an der Universität Bern eine neue Gebührenregelung. Für Studierende, die innerhalb von sechs Jahren keinen Abschluss erreichen, verdoppelt sich die Studiengebühr mit jedem zusätzlichen Semester. Damit bezahlen sie für das 13. Semester die doppelte (1'500 Franken) und für das 14. die vierfache (3'000 Franken) Studiengebühr. Das 20. Semester würde demnach das 256-Fache der üblichen Studiengebühr kosten. Allerdings beginnt die Frist nach jedem Abschluss neu zu laufen. Das bedeutet, dass diese nach dem Bachelorabschluss für das Masterstudium wieder bei Null anfängt.

Beim Verband der StudentInnen-schaft der Universität Bern (SUB) stösst die neue Regelung auf Unverständnis. Luisa Jakob vom Vorstand hält sie für völlig unangebracht, da die meisten Fakultäten bereits eigene Limiten festgesetzt haben, wenn es darum geht, wie lange ein Studium dauern darf. Es ist jedoch möglich, diese Frist hinauszuschieben. Dafür müssen Studierende ein Gesuch einreichen, welches die Fakultät dann prüft.

«Dass von Seiten der Universität eine zusätzliche finanzielle Hürde in Form einer Gebührenstrafe eingeführt wird, macht keinen Sinn. Zudem ist sie hinsichtlich der Chancengleichheit völlig deplatziert», sagt Luisa. Tatsächlich benachteiligt die Regelung Studierende mit

kleinem Budget, die es nicht schaffen, das Studium in der Regelzeit abzuschliessen. Ihnen wird das Studium ab dem ersten überzogenen Semester verunmöglicht – während die teure Unirechnung für vermögende Studierende lediglich einen Warningschuss darstellt.

Fristverlängerung

In der Universitätsverordnung ist auch eine Härtefallregelung verankert. Die Verdoppelung kann in Einzelfällen ganz oder teilweise erlassen werden. Was genau ein Härtefall ist, wird allerdings nicht definiert. Luisa bestätigt, dass der SUB in Kontakt mit der Universität steht und eine transparente und grosszügige Auslegung fordert: «Es ist wichtig, dass Betroffene bereits im Vorfeld abschätzen können, ob sie eine Chance haben, unter den Schutz einer solchen Regelung zu kommen.»

Ebenso unklar ist die Frage nach der Endgültigkeit der Gebührenstrafe. Studierende, welche die erlaubte Zeit ihrer Fakultät überschreiten, werden auf Lebenszeit gesperrt. Allerdings haben sie immer noch die Möglichkeit, sich an einer anderen Fakultät einzuschreiben. Die Gebührenstrafe betrifft jedoch die gesamte Universität Bern. Wirkt diese auch auf Lebenszeit und sperrt damit Betroffene von allen Studiengängen der Universität? Oder können sie nach einer bestimmten Zeit einen Neuanfang starten?

Die Universität weist darauf hin, dass zahlreiche Personen 20 oder mehr Semester lang eingeschrieben sind und während dieser Zeit nur wenige ECTS-Punkte erwerben. Dies sei volkswirtschaftlich nicht sinnvoll. Mit der neuen Regelung wolle man verhindern, dass Langzeitstudierende ohne hinreichenden Grund an der Universität eingeschrieben bleiben. Weiter wird darauf hingewiesen, dass die Gebührenverdoppelung von der Berner Regierung, nicht von der Uni selbst erlassen wurde. Die Universität sei daher verpflichtet, die neue Gebührenregelung einzuführen.

Auf Anfrage sagt die Universität Zürich, dass auch hier entsprechende Entscheide von der Regierung getroffen würden. Allerdings gebe es keine Hinweise darauf, dass in Zürich Ähnliches geplant wäre. ◊

Macht vorwärts! — Die neue Regelung an der Uni Bern trifft die Falschen und setzt ein problematisches Zeichen. Denn unter Druck kommen nun Teilzeitarbeitende und junge Eltern. Geld sparen wird die Uni Bern mit diesem Vorgehen wohl kaum. Das befremdliche Verdoppelungsprinzip der Studiengebühren kommt einem Verbot nahe.

Es bleibt der symbolische Gehalt des Entscheids, und der – ob gewollt oder nicht – vermittelt den Studierenden in etwa: Studiere zügig, gerate nicht auf Abwege, du bist nicht zum Spass hier. Das passt gut zur Ökonomisierung und Verschulung der Unis in den letzten Jahrzehnten, mit der Bologna-Reform als Symptom. Wissenschaft aber kann nur Neues schaffen und kluge Köpfe hervorbringen, wenn sie mit Leidenschaft und Neugier gekoppelt ist, und Zeitdruck bewirkt das Gegenteil.

Klar, ein Langzeitstudium hat nicht zwingend mit Leidenschaft zu tun. Vielleicht gibt es die Verlorenen, die planlos dahinstudieren und die nun mit der Berner Regelung diszipliniert werden sollen. Aber fortan werden alle Studierenden an der Uni Bern im Hinterkopf haben, dass sie sich doch ein bisschen beeilen müssen, es könnte ja etwas Unvorhergesehenes passieren und dann wirds schnell teuer. Da hilft auch die Härtefall-Klausel nicht, weil man dann zum Sonderfall abgestempelt würde.

In einer solchen Atmosphäre werden die Unis zu Superhochschulen, an denen möglichst schnell vorverdautes Wissen reingefuttert werden soll. Eine Regelung wie diejenige der Uni Bern weist zumindest in diese Richtung. Vielleicht wird die Universität eines Tages ausgedient haben als Ort des eigenständigen Denkens und der guten Ideen. Die Neugier und die Leidenschaft für das Wissen würden sich dann andere Stätten suchen – denn sie lassen sich vertreiben, aber nicht ausrotten.

Simon Truog

Get politics or die tryin'

Im April wird der VSUZH-Rat neu gewählt. Das Wichtigste in Kürze.

Deya Frei

Alle zwei Jahre werden 70 Studierende in den Rat des VSUZH (Verband der Studierenden der Universität Zürich) gewählt. Dieser soll sich für die Interessen der Studierenden an der Uni einsetzen. So veranstaltet der Verband beispielsweise seit bald zwei Jahren die Partyreihe «Nachtseminar» im Plaza Klub oder ermöglichte letzten September ein Fest im Lichthof der Universität. Welche Ideen den VSUZH in den nächsten beiden Jahren prägen werden, zeigt sich am 26. April. Dann werden die Wahlergebnisse verkündet.

Wer darf kandidieren?

Zur Wahl stellen können sich alle Mitglieder des VSUZH – also alle Studierenden der Uni Zürich, die bei der Semestereinschreibung nicht aktiv ihren Austritt erklärt haben. Kandidaturen werden noch bis zum 16. März entgegengenommen.

Wo gibt es Informationen zu den Kandidierenden?

Am Tag der Urnenöffnung wird auf der VSUZH-Website eine Wahlzeitung aufgeschaltet. Dies ist ein Verzeichnis mit den Profilen aller Kandidierenden. Nach den Osterferien, also ab dem 14. April, werden diese Informationen auch als gedruckte Zeitung an der Uni verteilt.

Wie sieht das Wahlverfahren aus?

Die Wahlen finden vom 3. bis 24. April statt. Während dieser Zeitspanne dürfen alle Studierenden ihre Stimme abgeben – auch diejenigen, die nicht VSUZH-Mitglied sind. Ausnahmsweise erstrecken sich die Wahlen über zwei Wochen, da sie in die Osterferien fallen.

Wie bereits beim letzten Mal wird über das Internet-Wahlssystem «UniVote» gewählt – obwohl sich einige Studierende damals beklagten, sie hätten Probleme bei der Handhabung des Programms

gehabt. Flavio Meyer, Co-Präsident des VSUZH, erklärt, dass «UniVote» wieder verwendet werde, weil es punkto Sicherheit auf dem aktuellsten Stand sei und Wahlfälschungen unbedingt verhindert werden müssten. 2017 werde jedoch eine neue Version des Systems zum Einsatz kommen – mit einer verbesserten Benutzeroberfläche. Für dieses Jahr gibt es zur Behebung allfälliger Probleme eine Schritt-für-Schritt-Anleitung in der Wahlzeitung.

Die VSUZH-Wahlen sind Listenwahlen. Was bedeutet das?

Weil angenommen wird, dass nicht alle, die wählen, Zeit und Lust haben, sich durch über hundert Kandidierendenprofile durchzuklicken, tun sich ähnlich eingestellte Kandidierende zu Listen zusammen. Hinter den meisten Listen stehen Gruppierungen, die auch ausserhalb des VSUZH-Rats bestehen. Die Idee der Listenwahl ist, dass man politische Linien und Programme, nicht Einzelpersonen wählen kann. Es ist jedoch auch möglich, die Listen beliebig zu mischen oder bestimmte Leute von Listen zu streichen. Im Prinzip ist es dasselbe System wie etwa bei Nationalratswahlen. Im Ganzen hat jede Wählerin und jeder Wähler 70 Stimmen zu vergeben, wobei einer Person maximal zwei Stimmen gegeben werden dürfen.

Wie repräsentativ sind die Wahlen?

Die Wahlbeteiligung lag vor zwei Jahren bei nur 12 Prozent. Dieses Ergebnis lag aber deutlich über der durchschnittlichen Beteiligung zu Zeiten des StuRa (Vorgängerinstitution des VSUZH). Flavio Meyer kommentiert diese Zahlen: «Das kaum vorhandene Interesse der Studierenden gegenüber ihrem eigenen Verband, der als ihr Interessenvertreter auftritt, ist ganz einfach ernüchternd.» ♦



Für alles eine eigene Karte: Müsste nicht sein – ist aber so an der Uni.

Keine Karte für alles

Die neue Kopierkarte ist da. Dabei könnte die Legi schon alles.

Nina Kunz

Die Kopierkarte mit dem Leopardenmuster ist nur noch bis Ende August 2015 gültig. Dafür ist seit Februar die «CampusCard» erhältlich. Aussehen tut sie gleich, und können tut sie auch nicht viel mehr als die alte. Der entscheidende Unterschied: Mit der «CampusCard» können Studierende direkt von ihren Laptops aus Druckaufträge versenden und müssen sich dafür nicht mehr an den Computern der Universität einloggen.

Die Karte kostet zwanzig Franken – die Hälfte davon sind Depot. Zu kaufen gibt es sie an den Verkaufsstellen der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich (ZSUZ), die hinter dem Kopierangebot steht. Aufladen können die Studierenden ihre «CampusCard» an

den zu diesem Zweck aufgestellten Ladeterminals. Diese stehen beispielsweise im Eingangsbereich des Deutschen Seminars oder im Lichthof der Universität Irchel. Gesamthaft gibt es sechs.

Die Legi könnte alles

Das neue Konzept mit dem Namen «print2go» hört sich zwar frisch an – aber möglich gewesen wäre wesentlich mehr, wie das Beispiel des Geographischen Instituts zeigt. Denn dort braucht es gar keine Kopierkarte mehr, da die Legi mit Guthaben aufgeladen werden kann. Patrick Marchi von den IT-Diensten des Geographischen Instituts erklärt, wie das funktioniert: «In jeder Legi hat es einen Chip. Beim ersten Kopieren hält man sie an den Drucker und gibt sein Passwort ein. Ab dann weiss das System, zu welcher Person die Legi gehört. Damit braucht es keine zusätzliche Kopierkarte mehr.»

Marchi weiss nicht, weshalb nicht die gesamte Uni das System des Geographischen Instituts übernimmt. «Es haben uns sogar schon Verantwortliche von anderen Hochschulen besucht, um zu sehen, wie wir das Drucken und Kopieren organisiert haben.»

Leider sei es noch nicht möglich, sein Guthaben online aufzuladen, sagt Marchi weiter. Die Studierenden müssten dafür noch beim IT-Dienst vorbeikommen. Das Problem sei ein rechtliches – die Uni habe strikte Auflagen, wenn es darum geht, dass Studierende ihre Kontoinformationen online angeben.

Warum noch eine Karte?

Auf Anfrage teilt Nirmala Arthen, Geschäftsführerin der ZSUZ, mit, dass tatsächlich überlegt wurde, die Legi mit der Kopierkarte zu kombinieren. Es habe sogar Gespräche mit der Uni gegeben – allerdings sei nicht klar gewesen, ob oder zu welchem Zeitpunkt ein solches Projekt seitens der Universität überhaupt umgesetzt würde. Also habe die ZSUZ unabhängig eine Lösung gefunden.

Die ZSUZ erhofft sich durch die neue Karte einen grösseren Umsatz, da die flexibel nutzbare «CampusCard» die Benutzung der Kopiergeräte wieder attraktiver machen soll. Zudem bringe die «CampusCard» weitere konkrete Vorteile mit sich. Sie sei «wesentlich langlebiger und stabiler», so Arthen. ♦



Wyss mit Vertretern der Uni und der ETH: Champus für die Forschung!

Ein Mäzen für Zürich

Der zweitreichste Schweizer spendet Uni und ETH 120 Millionen Dollar.

Lucas Forberger (Text) und Josef Kuster (Bild)

Weihnachtszeit ist Geschenkezeit. Über eine besonders reiche Bescherung konnten sich Ende letzten Jahres die ETH und die Uni Zürich freuen. Sie erhielten von Gönner Hansjörg Wyss nicht weniger als 120 Millionen US-Dollar für den Aufbau eines neuen Forschungszentrums. In Schweizer Franken umgerechnet sind dies 116 Millionen. Diese Summe soll das Zentrum während der ersten sieben Jahre finanzieren. Heissen soll es «Wyss Zurich». Das Wirtschaftsmagazin Forbes hat das Vermögen des Spenders dieses Jahr auf 11,4 Milliarden geschätzt. Damit ist er der zweitreichste Mann der Schweiz – für solche Zuwendungen muss er also bestenfalls in die Portokasse greifen. Für die Uni bedeutet die Spende aber einen wahren Segen, da sich das übliche Spendenvolumen zwischen 50 und 100 Millionen Franken pro Jahr bewegt. Doch welchen Zwecken wird die grosszügige Schenkung zugute kommen?

Forschungszentrum

Nach Aussagen von Simon Hoerstrup (auf dem Bild links), Direktor des neu gegründeten «Wyss Zurich», soll das Zentrum die schnellere Umsetzung von Erkenntnissen aus der medizintechnischen Forschung in die praktische Anwendung fördern. Die Forschungsbereiche werden unter anderem regenerative Medizin, Stammzellenforschung und Robotik umfassen.

So soll es in einigen Jahren beispielsweise möglich sein, künstliches Gewebe und Organe heranwachsen zu lassen und zu verpflanzen. Konkret geplant sind bereits vier Projekte. Es sind dies: «Zurich Eye» (Drohnen), «Zurich Liver» (Herstellung von Lebern ausserhalb des Körpers), «Zurich Heart» (Entwicklung von Herzpumpen) und «Zurich Life Matrix» (künstliches Gewebe). Am Standort ETH wird das Zentrum von Roland Siegwart (auf dem Bild rechts) geleitet.

Schon früher spendabel

Es ist nicht das erste Mal, dass sich Wyss gegenüber Universitäten spendierfreudig zeigt. So rief er 2009 an der Universität Harvard mit einer Zuwendung von über 125 Millionen US-Dollar ein eigenes Biotechnik-Institut ins Leben. Mit einer ähnlichen Summe finanzierte er kürzlich in Zusammenarbeit mit Milliardärsgenosse Ernesto Bertarelli den Campus «Biotech» in Genf, auf welchem Forscher der Universitäten Genf und Lausanne sowie der ETH Lausanne zusammen arbeiten.

Es sind beträchtliche Summen, welche hier in neue Forschungsprojekte investiert werden. Damit sich das auch auszahlt, wird das «Wyss Zurich» eng mit der Industrie im Bereich der Medizintechnik zusammenarbeiten. Auf diese Weise soll der wirtschaftliche Nutzen der Forschung sichergestellt werden. ◊

Zur Person

Hansjörg Wyss kam am 19. September 1935 in Bern zur Welt. Er studierte Bauingenieurwissenschaften an der ETH Zürich. In den Sechzigerjahren studierte er zudem an der Harvard Business School in den USA. Nach dem Abschluss arbeitete er als Ingenieur – unter anderem bei Chrysler. Ab 1977 war Wyss Präsident des amerikanischen Medizintechnikunternehmens «Synthes». Er blieb in dieser Position, bis er seine Anteile 2012 an das Unternehmen Johnson & Johnson verkaufte. Er hält drei Ehrendokortitel: an der Uni Basel, der Uni Zürich und der ETH Lausanne. Wyss hat letztes Jahr mit der Äusserung für Aufregung gesorgt, die Zuwanderungsinitiative der SVP bringe nur Probleme mit sich. Sonst hält sich der Mäzen gerne im Hintergrund.



Universität
Zürich ^{UZH}

Master of Arts

**Multilingual Text Analysis
Multilinguale Textanalyse
Analyse Multilingue de Texte**

Die Universität Zürich bietet einen innovativen spezialisierten Master in Vergleichender Korpuslinguistik an. Hier wird Linguistik am Computer betrieben.

Beteiligte Institute / Seminare

Deutsches Seminar
Englisches Seminar
Romanisches Seminar
Slavisches Seminar
Institut für Computerlinguistik

Start:
jedes Herbstsemester

Weitere Informationen:
www.mlta.uzh.ch
mlta@cl.uzh.ch



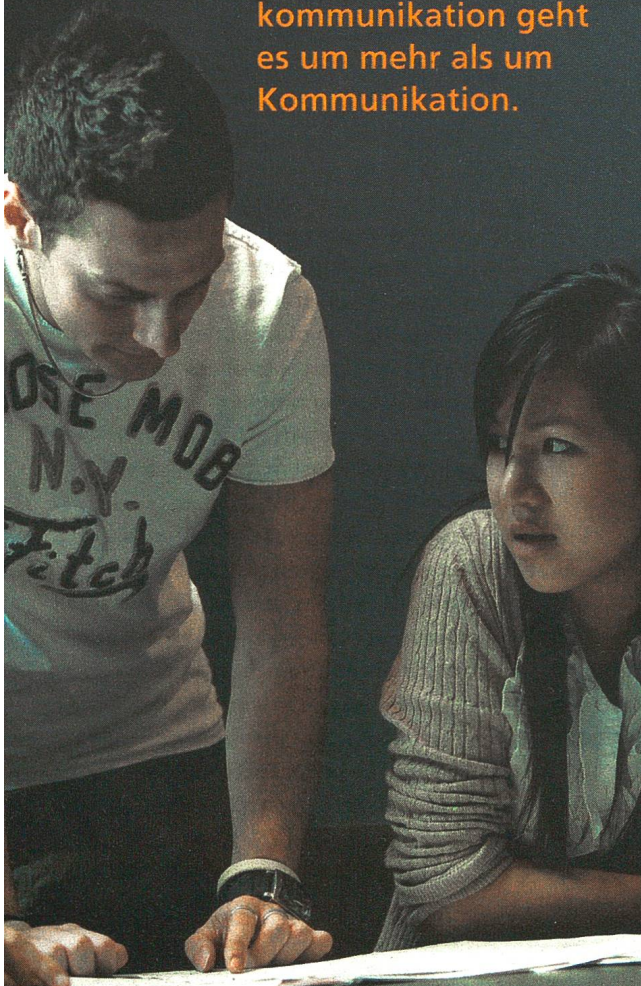
Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)

In der Unternehmens-
kommunikation geht
es um mehr als um
Kommunikation.



Università
della
Svizzera
italiana

www.master.usi.ch

Master in Corporate Communication
USI Università della Svizzera italiana
Campus Lugano

**Effektive Kommunikation ist kritisch, strategisch,
lösungsorientiert. So wie ihre Studierenden es sind.**

Unterrichtssprache Englisch
Internationales Umfeld
Abschluss in Wirtschaft und Kommunikation

Master-Infotag: 6.3.2015, Master Meetings: 20.-30.4.2015



Telefonspiel an der Uni: richtig informiert oder nicht?

Bei Anruf Fail

Nicht alle, die an der Uni das Telefon abnehmen, wissen Bescheid.

Adelina Gashi (Text) und Nora Gsell (Bild)

Anna ist verzweifelt. Sie hat eine Prüfung nicht bestanden und befürchtet das Schlimmste: den Ausschluss von ihrem Wirtschaftsstudium. Denn es ist das dritte Mal, dass sie eine Prüfung verhaun hat. Mehr als drei Fehlversuche darf sich niemand leisten. Aber Anna ist sich nicht sicher, ob der dritte «Fail» schon zählt, oder ob man erst ausgeschlossen wird, wenn man diese Grenze überschreitet.

Um sich zu vergewissern, ruft sie beim Dekanat der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an und schildert ihre Situation. Die Frau am Telefon teilt ihr mit, was sie befürchtet hatte: Sie dürfe nicht weiterstudieren und müsse sich ein neues Nebenfach suchen. Das war Ende Juni letzten Jahres. Anna fordert, ihre Prüfung

einsehen zu dürfen. Sie sucht nach nicht gezählten Punkten – vergeblich. Sie klärt ab, was für Rekursmöglichkeiten es geben könnte. Es sieht nicht gut aus für sie.

Falsch informiert

Als sie im Herbst den Ausschluss-Bescheid noch immer nicht in der Post hat, wird sie stutzig. Sie ruft ein zweites Mal beim Dekanat an. Dort wird ihr mitgeteilt, dass sie falsch informiert wurde. Drei Fehlversuche könne man sich leisten, nur wenn sie jetzt nochmals durchfalle, werde sie ausgeschlossen – daher dürfe sie also weiterstudieren.

Anna fühlt sich etwas doof – sie hatte den Auskünften der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät blind vertraut. Als sie ihren Freunden davon erzählt, meinen alle nur: «Typisch Anna.» Im Nachhinein sagt sie: «Ich bin mir nicht sicher, wie viele Studierende die Reglemente studieren würden, wenn einem von der Autorität der Fakultät mitgeteilt wurde, man sei ausgeschlossen.» Dazu komme, dass man im Wirtschaftsstudium sowieso darauf geeicht werde, nicht zu bestehen. Immer wieder werde gesagt, wie hoch die Durchfallquoten seien. «Bei manchen Prüfungen wissen alle: Jede und jeder Dritte in diesem Raum wird nicht bestehen.» Wenn man dann tatsächlich durchfällt, komme dies kaum als Überraschung. «Zudem muss man doch erwarten können, dass die Fakultät einen korrekt informiert, wenn man anruft», sagt Anna.

Keine Auskunft

Als die ZS bei der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät nachfragt, wie so etwas passieren konnte, wird mitgeteilt, dass aus datenschutzrechtlichen Gründen zu Einzelfällen nichts gesagt werden kann. Die Fakultät versichert jedoch, dass sie bemüht sei, «allen Studierenden eine korrekte Auskunft zu geben». Insbesondere in Bezug auf Ausschlüsse werde «sehr sorgfältig» gearbeitet. Falls im Fall von Anna eine «missverständliche mündliche Auskunft» gegeben wurde, sei dies ein Unglück – so etwas passiert laut Fakultät nur «sehr selten».

Anna ist erleichtert, ihr Studium fortsetzen zu können. Auch wenn es mühsam ist, bei der Masse an Studienordnungen und Wegleitungen den Überblick zu bewahren: Eine Durchsicht lohnt sich. Denn man weiss nie, wer das Telefon abnimmt. ♦

Rezept zum Glück — Koch hätte ich werden sollen, denke ich mir manchmal, wenn ich zu viel Zeit habe, alles zu hinterfragen. Doch wahrscheinlich wäre mir das Grübeln auch dann nicht vergangen. Denn Weltschmerz ist keine exklusiv akademische Krankheit. Schliesslich sind wir nach Gramsci alle Intellektuelle. Was er damit meint, ist dass wir alle manchmal intellektuell sind, aber nicht alle in der sozialen Form des Intellektuellen leben – wie beispielsweise Akademiker. Genau so, wie wir alle mal kochen, deshalb aber noch lange keine Köche sind.

Die Frage aber bleibt, ob ich mit weisser Schürze und fluffiger Mütze glücklicher geworden wäre. Natürlich ist das schwer zu sagen, passieren hätte schliesslich vieles können im Lauf der Jahre. Einerseits hätte ich als Koch seit zehn Jahren ein geregeltes Einkommen. Eines, das mir den bangen Moment am Bancomaten ersparen würde, wenn das System nachschaut, ob noch was auf dem Konto ist. Andererseits hätten mich die Arbeitszeiten und der Stress vielleicht zu einer Weiterbildung getrieben.

In der Hoffnung auf weniger körperliche und mehr geistige Arbeit wäre ich vermutlich wieder hinter der Schulbank gelandet – und damit am selben Ort wie jetzt. Mit dem Unterschied, dass ich einen sicheren Nebenjob hätte. Allerdings hätte es dann Lukrativeres gegeben. Informatiker hätte ich werden sollen, denke ich mir manchmal, wenn ich zu viel Zeit habe, alles zu hinterfragen ...



Michael Kuratli ist fundamentaler Elitarist, glaubt an die nahende Weltrevolution der geistigen Überlegenheit und darf sich bis zu diesem glorreichen Tag hier austoben.

Stipendieninitiative — Der 25. April 2010 war eigentlich ein ganz normaler Sonntag. Aber die Delegierten der Schweizer Studierendenschaften hatten Anderes im Sinn: Sie beschlossen die Lancierung einer nationalen Volksinitiative. Wenn Bund und Kantone die Harmonisierung des Stipendienwesens nicht anpacken wollen, dann müssen eben die Studis ran, so der Tenor. Denn selbst ist der Studi.

Die Stipendieninitiative ist das wohl grösste Unterfangen, das sich der VSS (Verband der Schweizer Studierendenschaften) je vorgenommen hat. Nach 18 Monaten Unterschriftensammlung konnte die Initiative schliesslich im Januar mit rund 116'000 gültigen Unterschriften eingereicht werden. Was folgte, gleicht einem Polit-Krimi: Monatelang wurde die Initiative in Bundesbern diskutiert. Die Studierenden blieben am Ball: Sie lobbyierten, sensibilisierten, fielen mit Aktionen auf.

Doch als der Bundesrat im Juni 2013 mit der Totalrevision des Ausbildungsbeitragsgesetzes einen indirekten Gegenvorschlag zur Stipendieninitiative beschloss, schrieb der VSS enttäuscht: «Bundesrat lässt die Studierenden endgültig im Stich». Dann ein vermeintlicher Teilsieg: Der Nationalrat sprach sich für die Harmonisierung der Höhe der Vollstipendien aus, was aber der Ständerat nicht goutierte. Dementsprechend enthält der im Dezember 2014 verabschiedete indirekte Gegenvorschlag nicht mal mehr ein einheitliches minimales Vollstipendium. Es erstaunt also nicht, dass der VSS die Initiative aufrechterhält. Am 14. Juni 2015 ist es so weit: JA zur Stipendieninitiative – weil Ausbildung Zukunft schafft!

Worum es geht:

Momentan hängt die Höhe eines Stipendiums vom Wohnort der Eltern ab, egal, an welcher Hochschule die betreffende Person studieren möchte. Das Stipendienwesen gleicht so eher einem Glücksspiel. Mit der Volksinitiative möchte der VSS erreichen, dass alle stipendienberechtigten Schweizer Studierenden Ausbildungsbeiträge erhalten können, die ihnen einen minimalen Lebensstandard garantieren.

Oriana Schällibaum für den Verband der Schweizer Studierenden (VSS)



Rhyn

McGill Memes

Im Netz — «Can't post photos of my extravagant springbreak, because facebook is blocked in Cuba.» Zum Glück gibt es Leute wie Daniel Braden, welche die (oft allzu wahren) Vorurteile über McGill-Studierende mit Selbstironie angehen. Braden hat den Charakter der kanadischen Uni in Memes festgehalten. Seine besten Inspirationsquellen: First-World-Problems der Studierenden und die neoliberale Ausrichtung vieler Fakultäten. Das Archiv von «McGill Memes» ist was für jeden, der einen Blick aus dem Zürcher Elfenbeinturm in die altehrwürdigen Gemäuer der McGill werfen will.

<http://mcgillmemes.tumblr.com/archive>



Luther

Break-ups

Webserie — Jede Trennung hat eine tragische und eine komische Seite. Das meint zumindest Ted Tremper. Der Regisseur aus Chicago realisierte 2010 unter dem Titel «Break-ups» eine Webserie, in der sich die kurzen Clips nur um das genannte Thema drehen. Vier Jahre später veröffentlichte das SRF im Rahmen eines Wettbewerbs eine sehenswerte Webserie mit deutsch- und französischsprachigen Adaptionen von «Break-ups». Besonders zu empfehlen ist der Clip «Der Schwan» – mit einem Twist, von dem sich M. Night Shyamalan eine Scheibe abschneiden kann.

srf.ch/sendungen/breakups/sendungen



Kunz

Hyper, hyper

Liste — Das neue Jahr ist zwar schon einige Wochen alt, aber dies ist die erste ZS 2015. Darum zum Senf-Auftakt eine Liste mit Dingen, die ich nicht mehr sehen will: diese ALS Ice Bucket Challenge (ich will nicht sehen, wie jemand einen Eiskübel über Lady Gaga ausleert), Helene Fischer, «Atemlos», das kollektive Herumgetanze zu Pharells «Happy», Kim Kardashians geölter Popo, Kim Kardashian, Planking (ich will auch nicht sehen, wie Leute in der Öffentlichkeit steif in der Waagrechten

liegen), Grumpy Cat (bei aller Katzenliebe), Nackt-Selfies von Schauspielerinnen und Ryan-Gosling-Memes. Was immer geht, ist Public Enemy, denn die wussten schon 1988: «Don't believe the hype».



Stoll

zenith

Magazin — Dass in Israel, Syrien oder im Iran viel mehr passiert als terroristische Anschläge und humanitäre Katastrophen, geht in der Alltagslektüre oft unter. Das deutsche Magazin «zenith» berichtet über Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik im Orient und zeichnet mit beeindruckenden Fotoreportagen ein buntes und nuanciertes Bild der Region. Das ist zum Durchblättern so sinnlich wie die «Vogue» und zum Lesen so spannend wie die «Le Monde diplomatique». Gibts online und am Kiosk.



Schoop

Der Tatortreiniger

Serie — Es war an Weihnachten. Ich sass auf dem Sofa, ass Guetzli und schaute fern. Dann kam er: Schnauz, blaue Mütze und Metallkisten. «Moin», sagte er. «Heiko Schotte, ich bin der Tatortreiniger.» Von diesem Zeitpunkt an gabs kein Halten mehr. Ich musste alle Folgen anschauen. Bis zum Ende. Der Tatortreiniger ist eine Serie, produziert vom NDR. Ein Kammerpiel mit intelligenten und witzigen Dialogen. Einfach nur brilliant.



Truog

Weniger Verbote, mehr Genuss!

Buch — Im so betitelten Büchlein beschreibt David Signer (Ethnologe) unsere angeblich liberale Spassgesellschaft als äusserst genussfeindlich. Signer kämpft mit seinem «Aufruf gegen die Entmündigung» gegen eine uns wie Kinder behandelnde Politik, die meint, die Bürger vor den gefährlichen Folgen ihrer bösen Genüsse schützen zu müssen. Rauchverbote, Dämonisierung von Alkohol und Drogen und eine undifferenzierte Angst vor Sex sind ihre Tummelfelder, während wirkliche politische Probleme ungenügend angegangen werden. Gegen solche Tendenzen muss angeschrieben werden, etwa in der ZS – ich freue mich, in der Redaktion dabeizusein.



Kuratli

Uni HEARTS Ticketcorner

Public Private Partnership — Sechs Minuten dauerte es, bis das AC/DC-Konzert im Letzigrund ausverkauft war. Knapp 50'000 Personen fasst das Stadion. Das sind fast 140 Tickets pro Sekunde. An der Uni kann man von solch einer effizienten Datenverarbeitung nur träumen. Nach Jahren des nervenaufreibenden Pokers bei den Modulbuchungen ist es deshalb Zeit, dass hier endlich Synergien genutzt werden. Vielleicht gäbe es dann auch Rabatt, wenn man zur «Einführung in Musikwissenschaften» noch einen Dreitagepass für das Gurten kauft!



Sauter

Aus Kairo

Polizeigewalt — Der Jahrestag der Revolution in Ägypten brachte wieder heftige Proteste mit sich. Die Menschen riskieren hier ihr Leben für mehr Freiheits- und Selbstbestimmungsrechte. In der Schweiz beschimpfen wir Polizisten als Scheissbullen. Es ist ihr Job, uns zur Einhaltung des Gesetzes zu ermahnen. Jenes Gesetz, welches die offenen, liberalen und toleranten Werte unseres Staates definiert. Jenes Gesetz, das die Scheissbullen davon abhält, auf uns einzuprügeln oder uns einfach niederzuschliessen. Auch wenn wir dabei ein ganzes Quartier einer Stadt zerstören, gibt es keinen einzigen Toten. Hier wollte eine kleine Gruppe in Gedenken an die Revolution Blumen aufstellen. Dabei wurde eine Frau von Sicherheitskräften erschossen.



Rizzi

Hangover Generation

Band — Dass auch an der Peripherie der Schweiz gute Musik gemacht wird, zeigen «Hangover Generation». Viel Geschrammel und Geschreie, Faust-in-der-Luft-Singalongs, Chaos- und Antiattitüde: Die vier Jungs aus Lugano machen Streetpunk, den alternde Musikkritiker wohl als «kompromisslos» bezeichnen würden. Auf jeden Fall macht ihre neueste Platte «Get what you deserve» von 2014, deren Release die Band bis Anfang Jahr mit Konzerten in Deutschland feierte, viel Spass. Unbedingt reinhören: Still no hope.

facebook.com/hangovergeneration

Züri brannte

Vor 35 Jahren lieferten sich Zürcher Jugendliche Strassenschlachten mit der Polizei. Zwei Bewegte und der damalige Erziehungsdirektor blicken zurück.
Olivia Heussler (Bilder)



Während der Weihnachtsdemonstration
wurde die Winterstrasse in der Altstadt
von Jugendlichen mit Stein beworfen. Ein
polizistischer Beamter wurde dabei
mit einem Stein ins Gesicht
getroffen. Dabei gab es 64 Verhaftungen
am 10. März 1980.

Video zum Glück — In den Siebzigerjahren wurde Zürich zur «A-Stadt»: Voll mit Armen, Asylanten, Ausländern und Alternativen. Die Regierung kämpfte mit konservativen Konzepten gegen sinkende Einwohnerzahlen und wegbrechende Steuereinnahmen. Wer konnte, zügelte vom Grauen ins Grüne. In diesem Klima entbrannte 1980 eine Jugendbewegung, die zeitweise von zehntausend Menschen getragen wurde und nichts Geringeres als den Staat auf dem Schafott forderte. Die Polizei gummschrotete und tränengaste vergeblich gegen die Proteste an.

Mittendrin ein paar Kreative, bewaffnet mit Videokameras. Mit schwarzweissen Bildern kämpften sie gegen das Grau der Stadt. «Züri brännt», das filmische Pamphlet der «Bewegig», wird heute als Zeitdokument gefeiert. 1980 ist aber auch ein Meilenstein unzähliger Biografien. Die Bewegung prägte Menschen, schleuderte sie aus der Bahn und katapultierte sie in Richtungen, die sie sich nicht hätten träumen lassen. Heute sitzt diese Generation an den Schalthebeln der Macht. Die Stadt wächst und floriert, Grau war gestern. Doch die radikalen Forderungen und Utopien von damals sind Wunschdenken geblieben.

Die heutigen Proteste und Krawalle – mit den Parolen der Eltern – mobilisieren keine Massen mehr. Die Jugendlichen vertanzen ihre überschüssige Energie lieber in dafür gebauten Verrichtungsboxen, auch Clubs genannt.

Und die Achtziger von damals? Ihre grösste Errungenschaft sind wohl die neuen Wohngemeinschaften, in denen sie ihre grossen Träume klein leben können. Das ist die Kehrseite der Medaille: 1980 hat uns gemächlich und apolitisch gemacht. Gute Konsumenten eben.

Michael Kuratli



Chronologie der Unruhe

Zürich im Ausnahmezustand: was 1980 geschah.

Nina Kunz

«Subito, susch tätschts!» Unter diesem Leitspruch rollte die Zürcher Jugendbewegung während zweier Jahre über die Stadt. Von 1980 bis 1982 wurden Häuser besetzt, Demonstrationen organisiert und auf Autoritäten wie die Uni gepöfien. Die Jugendlichen forderten mehr kulturellen Freiraum. Ihrer Meinung nach hatte es für sie keinen Platz in der Stadt – gefördert werde nur die Elite. Am 30. Mai 1980 eskalierte der Konflikt, als eine Demonstration gegen den Opernhaus-Kredit in Höhe von 60 Millionen Franken eskalierte. Die Demonstrierenden schmissen Pflastersteine auf die Polizei, diese richtete ihre Wasserwerfer gegen die Menge, der Geruch von Tränengas lag wie Smog über der Stadt. Dieser Krawall sollte als «Opernhauskrawall» in die Geschichte eingehen. Nach dem 30. Mai gab der Stadtrat nach und genehmigte ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ). Dieses wurde jedoch während seines zweijährigen Bestehens immer wieder von der Polizei geräumt. Eine Gewaltspirale zwischen der Polizei und den «Bewegten» folgte. Im Jahr 1981 erschien der Film «Züri brännt», der die Ereignisse aus der Sicht der Jugendlichen zeigt.

An den Zahlen ist das Ausmass der Unruhen zu erkennen: Bis zum Ende des Jahres 1981 wurden 3'874 Menschen verhaftet, 54 mussten längere Gefängnisstrafen absitzen, 164 Strafanzeigen gegen Polizeibeamte wurden eingereicht, und der Sachschaden betrug über 7 Millionen Franken. ◊

- März 80 Jugendliche fordern vom Stadtrat eine grosse Halle für Konzerte. Antwort ist negativ.
- 30.5.80 Opernhauskrawall: Jugendliche demonstrieren gegen den 60-Millionen-Kredit für den Opernhausumbau. Demo gerät ausser Kontrolle. Am nächsten Abend wiederholen sich die Szenen der Verwüstung. Ethnologen der Uni filmen.
- 4.6.80 Stadtpräsident Widmer nimmt an Versammlung mit den Jugendlichen im Volkshaus teil. Jugendliche fordern ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ). Film von den Krawallen wird zum ersten Mal gezeigt.
- 6.6.80 Erziehungsdirektor Gilgen verbietet Film zum Opernhauskrawall. Untersuchung gegen das Ethnologische Seminar wird eingeleitet.
- 8.6.80 Opernhaus-Kredit wird angenommen. Vier Tage später: Manifestation an der Uni mit 2'000 Teilnehmenden.
- Juni 80 AJZ an der Limmatstrasse 18-20 wird eröffnet. Im September wird es bereits wieder von der Polizei geschlossen.
- Dez 80 Silvia Z. übergiesst sich am Bellevue mit Benzin und stirbt später an den Verbrennungen.
- Jan 81 Der Film «Züri brännt» mit Aufnahmen vom Opernhauskrawall erscheint.
- April 81 AJZ wird zum zweiten Mal eröffnet. Ein Jahr später wird es wegen Problemen mit Drogensüchtigen definitiv geschlossen.



digitec.ch

Top Foto-Angebote!

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Online Shop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz



Aktion

Mit 2 gratis
Kino-Ein-
tritten!



339.-
Canon Legria Mini X

Jetzt diese Legria Mini X kaufen und gratis mit einem Freund oder einer Freundin ins Kino gehen! Artikel 3514717, Gutscheine gültig für Schweizer Kinos und alle Vorstellungen, nur solange Vorrat

Bestseller



99.- inkl. 2x10 Filme
Fujifilm Mini 8
Instax

Für gute Laune auf jeder Party! Die Schnappschüsse werden sofort ausgedruckt und können verteilt werden! Artikel 3515366, in vielen weiteren Farben wie z.B. Blau, Himbeere und Weiss erhältlich

Bestseller



235.- mit Leder-Etui
Sony DSC HX50

Mit stylishem Kamera-Etui aus Leder! Perfekte Kompaktkamera für unterwegs mit rekordverdächtigem 30-fach Zoom, WiFi und GPS. Artikel 3496795

«Die Bewegung war gewaltig»

Heinz Nigg filmte den Opernhauskrawall, René Baumann machte daraus «Züri brännt», Alfred Gilgen war ihr Feindbild. Ein Gespräch 35 Jahre danach.

Interview von Nina Kunz und Michael Kuratli, Anna Dettwiler (Bilder)

Herr Baumann, hätte es die Achtzigerbewegung ohne den Film «Züri brännt» gegeben?

Baumann: Ja, hätte es. Der Film erschien ja erst 1981. Aber «Züri brännt» und die Bewegung haben sich gegenseitig beeinflusst. Die Aufnahmen haben dabei als Katalysator gewirkt. Eigentlich wollten wir gar keinen Film daraus machen, sondern nur die Ereignisse auf der Strasse dokumentieren.

Warum?

Baumann: Wir fanden, unsere Wünsche und Forderungen wurden im Schweizer Fernsehen nicht dargestellt. Mit den Videoaufnahmen wollten wir eine Gegenöffentlichkeit schaffen, welche den Jugendlichen eine Stimme gibt. Erst als wir aber hunderte von Stunden an Material hatten, kam die Idee, daraus einen Film zu produzieren.

Für den Film wurden die Aufnahmen des Opernhauskrawalls verwendet, welche Heinz Nigg für Forschungszwecke gedreht hatte.

Nigg: Genau. Ich war 1980 Lehrbeauftragter am Ethnologischen Seminar an der Universität Zürich und erforschte die Jugendkultur in der Stadt. Darum filmte ich den Krawall. Ein paar Tage später zeigten wir den neun Minuten langen Film an der ersten Vollversammlung der Bewegung im Volkshaus. Dann wurde der Film verboten.

Gilgen: Von mir!

Nigg: Das Verbot hatte grosse Wirkung auf viele Studierende. Das ist ein Aspekt, der in «Züri brännt» zu kurz kommt. Weil sich viele an der Uni mit uns Ethnologen solidarisierten, begannen sich viele Studierende für die Achtzigerbewegung zu engagieren. Die wissenschaftliche Idee hinter den verbotenen Aufnahmen ist übrigens ein Ansatz, der sich «Community-Video» nennt. Dabei sollen sich die Forschungspartner selbst darstellen.

Das versteht man 2015 als Studi nicht mehr, jeder hat ja ein Telefon, mit dem er oder sie ihren Alltag filmen kann.

Baumann: Ich nehme an, es ist für die Jungen heute auch kaum vorstellbar, wie es für uns damals war. Heute kann man aus einer Vielzahl von Sendungen

auswählen. Bei uns gab es nur das Schweizer Fernsehen und die ARD. Es gab keinen Ort, an dem wir unsere Anliegen platzieren konnten. Darum erkämpften wir uns diese Plattformen, zum Beispiel in der Form von Piratenradios.

Nigg: Etwas Ähnliches machten wir auch mit unserer ethnologischen Forschung. Wir wollten herausfinden: Was wollen die Jugendlichen eigentlich?

Gilgen: Sie haben mir damals vorgeworfen, ich hätte die Forschungsfreiheit verletzt, weil ich die Aufnahmen vom Opernhauskrawall verboten habe. Aber diese Freiheit war niemals gefährdet. Das Argument kaufe ich Ihnen auch heute nicht ab. Dann noch zur Frage, ob die Bewegung 1980 eine studentische war: nicht wirklich. Zehn Jahre früher hatten die Studierenden noch die Universität übernehmen wollen und im Lichthof Fahnen von Lenin aufgehängt. In den Achtzigern lag der Ausgangspunkt nicht an der Uni.

Wo dann?

Gilgen: Sie hatte ihre Wurzeln im Opernhauskredit und in der Jugend-

hausbewegung. Die Jugend sagte sich damals: Es ist verrückt, wie viel Geld der Staat in die «hohe» Kultur reinpflastert, und wir kriegen nichts davon, keine Konzerthalle, kein Jugendhaus. Die ungerechte Verteilung der kulturellen Mittel war also ausschlaggebend. Und ich muss Ihnen beiden ein Kompliment machen, die Bewegung, die dann entstanden ist, war gewaltig. Tausende kamen an die Demonstrationen. Für eine bessere Sache wäre es noch besser gewesen.

Um auf die Uni zurückzukommen. Warum haben Sie den Film verboten?

Gilgen: Ich konnte es nicht zulassen, dass man mit öffentlichen Mitteln Krawalle anheizt. Sie Herr Nigg sagten zwar, die Aufnahmen hätten keinen Rappen öffentliche Gelder gebraucht. Aber es ist mir neu, dass die Benützung von Apparaturen und Materialien nichts kostet. Der Regierungsrat und der Kantonsrat hatten immer wieder über Uni-Kredite zu

«Tausende kamen an die Demos.»

entscheiden. Und sie wollten zu Recht immer auch bei der Bildung sparen. Die Aufnahmen hätten alle Politiker noch empfindlicher gemacht. Das konnte ich als Erziehungsdirektor nicht zulassen. Deshalb habe ich den Film verboten. Ich wusste, dass ich damit der Bewegung helfe, aber ich nahm es in Kauf. Der Imageverlust der Uni wäre schlimmer gewesen. Nigg: Jetzt verstehe ich das ein bisschen besser. Herr Gilgen, Sie sind ein heimlicher Sympathisant der Bewegung. (lacht)

Gilgen: Ja, wahrscheinlich!

Herr Nigg, ist es für Sie heute nachvollziehbar, warum Herr Gilgen den Film verboten hatte?

Nigg: Ja, ich verstehe die Reaktion von Herrn Gilgen etwas besser. Er hat emotional reagiert, wie ich auch.

Gilgen: Halt, ich habe den Film rational verboten.

Nigg: Ich liess mich von meinen Gefühlen leiten. Die Opernhauskrawalle bedeuteten ein Dilemma für uns Forschende: Sollte ich als Verantwortlicher abseits stehen oder unsere Aufnahmen den Jugendlichen zur Verfügung stellen? Ich entschied mich, Partei für die Jugendlichen zu ergreifen. Ihr Verbot, Herr Gilgen, war der Beginn eines langen Kampfes für die Forschungsfreiheit. Dafür hatte ich jedoch einen Preis zu zahlen: Das Ende meiner akademischen Laufbahn.

Gilgen: Sind Sie noch verärgert über mich?

Nigg: Nein, es freut mich, dass dieses Gespräch möglich ist – ohne die damalige Aufgeregtheit. Sie waren ein harter Verfechter der Aktivdienstgeneration, die auf Kontrolle und Disziplin pochte, und ich gehörte zu den jungen 68ern, die sich für eine freiere Gesellschaft einsetzten.

Gilgen: Also, ich muss Ihnen sagen: Ich hatte selten solche Angst wie an diesem Freitag, als die Opernhauskrawalle begannen. Ich war gerade in der Stadt und sagte

«Herr Gilgen hat emotional reagiert, wie ich auch.»

zu meiner Frau: Fahren wir noch rasch an die Bahnhofstrasse, um zu schauen, was da los ist. Als wir dann am Limmatquai waren, erkannte mich einer und schrie: Gilgen ist da! Da musste ich schnell die Fenster im Auto hochschrauben, sonst wäre ich kaum mehr gesund nach Hause gekommen.

Baumann: Das wusste ich nicht, dass es so schlimm war für Sie.

Gilgen: Doch. Jedes Wochenende bekam ich Telefonate, um zwei oder drei Uhr morgens. Es gibt keine körperliche Ausscheidung, die wir nicht zugeschickt erhalten haben.

Nigg: Es war eine harte Zeit, nicht nur für Sie, Herr Gilgen, sondern auch für viele Jugendliche, die während der Krawalle in die Fänge der Justiz kamen. Es

war die letzte Phase des Kalten Krieges, ein Kampf von oben gegen alles Unangepasste. Die Jugendbewegung wollte eine neue Zeit einläuten.

Gilgen: Davon habe ich nichts gemerkt. Ich bin gegen solche Verwässerungen. Was 1980 geschah, war harter Krawall.

Baumann: Aber die Gewalt, die von der Polizei ausgeübt wurde, ist nicht zu vernachlässigen.

Gilgen: Ich glaube, dass die Polizisten nie angefangen haben. Kann aber sein, dass sich die beiden Parteien gegenseitig hochgeschaukelt haben.

Baumann: Man muss sich fragen, wie Gewalt überhaupt funktioniert?

Es gab so viele friedliche Demos mit Omas und Kindern, dann plötzlich stand eine Reihe von Polizisten in Kampfmontur im

Weg. Das ist auch Gewalt, was die Polizei ausgeübt hat. Als ich an einer Demo einmal um eine Hausecke ging, um den Akku der Kamera zu wechseln, wurde ich von Beamten verprügelt.

Gilgen: Dann sind Sie einfach zu weit nach vorne gegangen. Man muss wissen, auf was man sich einlässt, wenn man an Demos die Nase zuvorderst hat.

Herr Gilgen, haben Sie den Film unterdessen gesehen?

Gilgen: Ja, habe ich.

Baumann: Ah, das wusste ich eben nicht mit Sicherheit, deshalb habe ich Ihnen was mitgebracht (zieht eine DVD von «Züri brännt» aus der Tasche und übergibt sie Gilgen).

Gilgen: Das zahle ich Ihnen gern!

Baumann: Nein, das ist ein Geschenk.

Gilgen: Schon damals sagte man, «Züri brännt» sei kein Glangfilm, aber als Zeitdokument sei er gut. Dieses Kompliment möchte ich an dieser Stelle weitergeben.

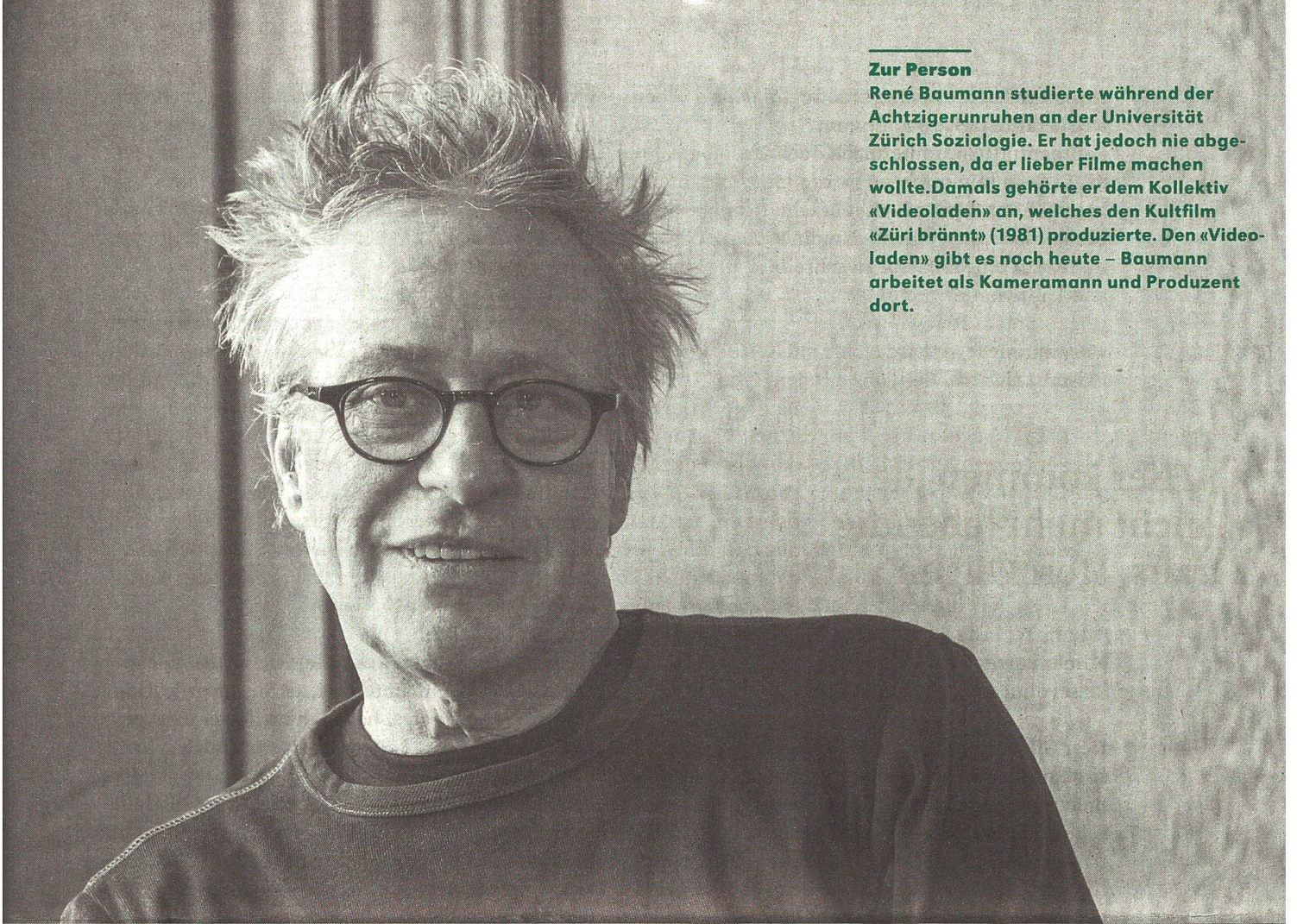
Der Film lebt vom Pathos. Die Aktivistinnen werden recht krass dargestellt. Wird alles ein bisschen spektakulärer dargestellt, als es war?

Nigg: Zuerst war ich schockiert, als ich den Film sah. Diese Polemik! Wir Ethnologen wären in unserer Parteinahme nie so weit gegangen wie «Züri brännt».

Baumann: Wir vom Videoladen wollten nie wissenschaftlich oder objektiv sein. Wir waren auf der Seite der Bewegung.

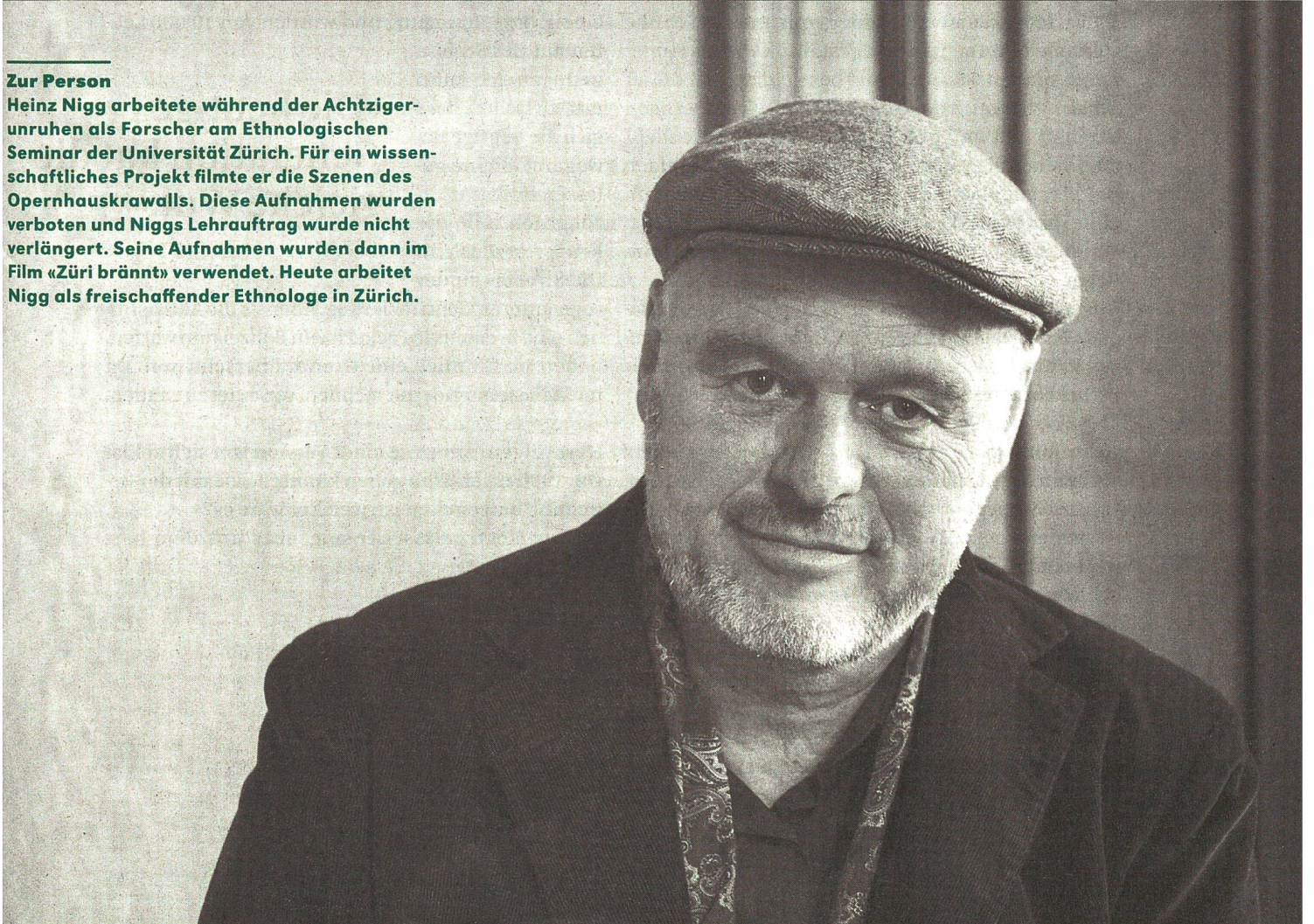
Nigg: Aber man darf die Bewegung nicht auf «Züri brännt» reduzieren. Nach meinem Rausschmiss an der Uni habe ich angefangen, Dokumente aus dieser Zeit zu sammeln. So wurde ich zum Archivar der Bewegung und habe sämtliche Materialien aus Bern, Basel, Lausanne und Zürich in einem Online-Archiv unter dem Titel «Stadt in Bewegung» zusammengestellt.

«Ich war schockiert. Diese Polemik!»



Zur Person

René Baumann studierte während der Achtzigerunruhen an der Universität Zürich Soziologie. Er hat jedoch nie abgeschlossen, da er lieber Filme machen wollte. Damals gehörte er dem Kollektiv «Videoladen» an, welches den Kultfilm «Züri brännt» (1981) produzierte. Den «Videoladen» gibt es noch heute – Baumann arbeitet als Kameramann und Produzent dort.



Zur Person

Heinz Nigg arbeitete während der Achtzigerunruhen als Forscher am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich. Für ein wissenschaftliches Projekt filmte er die Szenen des Opernhauskrawalls. Diese Aufnahmen wurden verboten und Niggs Lehrauftrag wurde nicht verlängert. Seine Aufnahmen wurden dann im Film «Züri brännt» verwendet. Heute arbeitet Nigg als freischaffender Ethnologe in Zürich.

Inwiefern hat die Achtzigerbewegung Ihren Lebensweg verändert, Herr Baumann?

Baumann: 1980 studierte ich noch Soziologie. Aber die Uni war mir immer zu theoretisch. «Züri brännt» hat mich von der Uni weggebracht. Ich habe nie abgeschlossen, obschon mich mein Professor gebeten hatte, nur eine A4-Seite zu schreiben, die er als Liz anerkannt hätte.

1980 waren Sie Aktivist. Heute müssen Sie auch Ihre Existenz sichern. Geht das mit dem Film?

Baumann: Der Film «Züri brännt» ist damals in unzähligen Stunden Gratisarbeit entstanden. Damals war das noch nicht so ein Problem, aber heute lebe ich vom

«Hier kommen Sie nicht mehr lebendig raus, Herr Gilgen.»

Filmemachen. «Züri brännt» wird immer wieder geklaut, ohne bei uns nachzufragen.

Herr Gilgen, Sie wurden stark angefeindet. Aber Sie sind immer ruhig geblieben, wenn man die Aufnahmen von damals sieht. Waren Sie wirklich so cool?

Gilgen: Ja, wenn das so dokumentiert ist, dann war das wohl so. Es war ein bewusstes Training, ruhig zu bleiben, wenn man angegriffen wird. Während einer Fernsehsendung, die Arena-artig war («Telebühne», 2. Juli 1980), versuchte einer, mir meine Schuhe auszuziehen. Da habe ich gestampft! Seine Finger waren hoffentlich ein wenig beschädigt. Aus dieser Sendung hat mich dann der Polizeichef von Oerlikon herausgeholt und gesagt: «Hier kommen Sie nicht mehr lebendig raus.» Das Fernsehen hatte einfach wahllos Leute von der Bewegung hereingelassen, ohne ihre Identität zu prüfen.

Baumann: Herr Gilgen hatte immer viel Humor im Gegensatz zu anderen Autoritäten damals.

Gilgen: Humor habe ich immer noch ein wenig! Damals bin ich auch selbst an die Demonstrationen gegen mich gegangen, mit einer Windjacke und einer Perücke verkleidet.

Heute können Sie gelassen auf die Achtziger zurückschauen. Haben Sie damals gelitten?

Gilgen: Wer eigentlich gelitten hat, war die Familie. Besonders die jüngste Tochter, die im Gymnasium wegen mir beleidigt wurde. Ich selbst habe weniger gelitten, da ich mich ja immer wehren konnte.

1980 hatten die Jungen grosse Träume. Man wollte beispielsweise eine hierarchielose Gemeinschaft. Was hat die Bewegung erreicht?

Gilgen: Meiner Meinung nach nicht viel. Ausser bei der Kultur, da gibt es jetzt mehr Geld für kleinere Institutionen. Aber die Geldverteilerei hat den Kulturku-

chen auch nicht in kreative Höhen hinaufgetrieben. Nigg: Die Bewegung hat erreicht, dass man die Kultur als Thema ernst nimmt. Heute werden 10 Prozent der Einnahmen in der Stadt Zürich durch die Kultur erwirtschaftet. Aber auch im Bereich Wohnen hat sie einiges erreicht. Zum Beispiel Genossenschaftsprojekte wie Karthago.

Aber viele Lebensläufe von ehemaligen Bewegten waren schwierig, da sie sich entschlossen hatten, ausserhalb des Establishments zu leben. Sind die Achtziger eine enttäuschte Generation?

Baumann: Es ist schwierig, für alle zu reden. Es gibt viele aus dieser Zeit, die heute erfolgreiche Kulturschaffende sind. Auf der anderen Seite gibt es aber schon auch die, die auf der Strecke geblieben sind. Solche, die an Drogen gescheitert sind oder an der Justiz, weil sie während der Bewegung ihren Ausbildungsplatz verloren hatten.

Heute gibt es ja auch Krawalle. Stichwort: «Reclaim the Streets». Was dachten Sie, als Sie davon hörten?

Gilgen: Gegen Protest habe ich nichts, er darf auch verbal deutlich sein, aber Gewalt stört mich sehr.

Wie sehen Sie das, Herr Baumann? Gibt es Parallelen zu 1980?

Baumann: Es scheint, als habe die heutige Generation die gleichen Träume, die gleiche Wut wie wir damals: Aber die Zeit ist eine andere. Wir waren eine grosse Bewegung und wurden von 10'000 Leuten auf der Strasse getragen. Ich kann mir vorstellen, dass sich die heutige Bewegung alleine gelassen fühlt.

«Die heutige Generation hat die gleiche Wut.»

Nigg: Ich teile die Kritik von «Reclaim the Streets» an der

sogenannten Gentrifizierung. Aber als die Aktivistinnen eine brennende Fackel in ein Polizeiauto warfen, haben sie für mich eine Grenze überschritten. Da müssen sie auch damit rechnen, verhaftet zu werden.

Herr Gilgen, wenn Sie einer Version von sich selbst von 1980 einen Tipp geben könnten, wie mit der Bewegung umzugehen ist; welcher wäre es?

Gilgen: Noch gelassener sein, aber trotzdem hart bleiben.



Bild von einem Sit-In am Central auf dem Cover der ZS vom 16.6.1980.

Kalten Arsches Wie die ZS über die Jugendbewegung berichtete.

Florian Schoop (Text)

Neun Minuten. Nur neun kurze Minuten versetzten 1980 die Universität in Aufruhr. Sie führten zu einem der grössten Skandale der Zürcher Hochschule. Denn neun Minuten dauerte der Film, der den sogenannten Opernhaus-Krawall vom 30. Mai 1980 dokumentierte. Dieser Film beschäftigte auch die Macher des «Zürcher Studenten», wie die ZS damals hiess. Und so hat alles begonnen: Zürcher Ethnologie-Studierende hatten im Rahmen eines Uni-Projekts die Ausschreitungen dokumentiert. Die Reaktion kam prompt: Am 6. Juni verbot der damalige Bildungsdirektor Alfred Gilgen (siehe Überblick und Interview) das kurze Filmchen.

Reportage aus dem besetzten Haus

Der Aufschrei im «Zürcher Student» war gross. Vom «Ethno-Skandal» und einem «heissen Sommer» war die Rede. Vor den Protesten war die Berichterstattung noch etwas spröder, wie beispielsweise eine Reportage mit dem Titel «Bericht über eine Hausbesetzung» zeigt. Etwas befremdet berichtet der Reporter über die Bewohner einer verlassenen Liegenschaft an der Wasserwerkstrasse.

Mit Argwohn nimmt der Autor zur Kenntnis, dass die Besetzer nicht politisch seien. Schlimmer noch: «Für sie ist die linke Politik diskreditiert.» Ansonsten bot die ZS mit ihrem chaotischen Layout auch Platz für Skurrilitäten. So gab es

Rezepte für finnische Guetzli oder eine mehrseitige Kampagne zur Legalisierung von Haschisch.

Vereint gegen die Behörde

Ab dem Opernhauskrawall schlägt diese Distanziertheit gegenüber der Zürcher Bewegung in Partizipation um. Mit Enthusiasmus wird berichtet, wie die Studierenden versuchten, den Ethno-Film trotz Verbot zu zeigen. Im zum Bersten gefüllten Lichthof wartete man gespannt auf die Vorführung. «Es wird immer enger», schrieb ein ZS-Redaktor. «Alle Stockwerke sind besetzt, die Szenerie erinnert an ein römisches Amphitheater.» Doch die Vorführung scheiterte. Im Lichthof war es zu hell. Spontan ging man stattdessen demonstrieren. «Wir sind vereint gegen eine Behörde, die uns reglementieren will, bis wir uns selbst nicht mehr erkennen», beschreibt der ZS-Reporter die Stimmung.

«Kopfgängerei»

Das Filmverbot wurde als «Rülpser der Obrigkeit» bezeichnet, der nach und nach zu einem Donnergrollen auswuchs. Denn fortan beschäftigte sich auch die Hochschulkommission mit dem Drehmaterial – und bestätigte Gilgens Filmverbot. Die Konsequenzen waren hart: Der Lehrauftrag des Ethnologen Heinz Nigg, der das Film-Team betreute, wurde nicht mehr erneuert. Zudem wurde gegen den damaligen Leiter des Ethnologischen Seminars ein Disziplinarverfahren eingeleitet.

Die ZS kommentierte dieses Vorgehen scharf. Die Hochschulkommission habe sich «kalten Arsches» über die Wissenschaftlichkeit hinweggesetzt. Damit wolle Gilgen den «Ethno-Sumpf austrocknen». Der bereits vorher nicht sonderlich beliebte Bildungsdirektor wurde nun endgültig zum Feindbild der Studierenden. Um Gilgens angebliche «Kopfgängerei» unter Beweis zu stellen, wird er in einem ZS-Artikel mit den folgenden Worten zitiert: «Es ist mir egal, wenn ich mit Kanonen auf Spatzen schiesse. Hauptsache, ich treffe.»

Doch der Skandal machte das Filmchen nur noch berühmter. Am Ende landeten Szenen davon im wohl bekanntesten Zeitdokument der Zürcher Bewegung: im legendären Filmpamphlet «Züri brännt». ♦

Von Luther zu Zwingli

Mein langer Weg zum Schweizer Pass.

Johannes Luther (Text) und Michael Kuratli (Bild)



Endlich kniet er: Luther erweist Zwingli die Ehre.

Ich sitze in einem lichtdurchfluteten Gang des Rathauses in Visp und warte auf die wichtigste Prüfung meines Lebens: meinen Einbürgerungstest.

Gebürtige Walliser sind stolz: «Nennt mir das Land so wunderschön, das Land wo ich geboren bin», so die Hymne. Nun, ich bin in Kaiserslautern geboren. Diesen Ort verliess ich als Säugling. Mein Vater ist Pfarrer, berufsbedingt wechselten wir alle fünf Jahre unseren Wohnort. 2001 wanderten wir in die Schweiz aus. 14 Jahre später beantragten meine Eltern und ich den Schweizer Pass. Irgendwann, so dachte ich, würden wir wieder in meine Heimat zurückkehren. Wir blieben. Ich hatte meinen ersten Suff in Visp (im «Dublin»), verehrte Max Frisch und machte meinen Führerschein in Sitten. Nach der Matura ging ich nicht etwa nach Heidelberg, sondern nach Zürich. Die Schweiz war zu meiner Heimat geworden.

Bin ich ein guter Schweizer?

Aber hier vermissten wir es, an den demokratischen Prozessen unseres Wohnorts teilhaben zu können. Als 2013 das Wahlrecht für «Auslandsdeutsche» massiv eingeschränkt wurde – das Beste, was ich jetzt noch wählen darf, ist der VSUZH – war die Entscheidung gefällt. Aus Luther musste Zwingli werden.

Jetzt sitze ich im Rathaus und warte. Ich bin nervös. Bin ich ein guter Schweizer? Oder zumindest gut genug, um eingebürgert zu werden? Ich schreibe meine Masterarbeit über den Bischof von Sitten. Ich habe dank dem Fendant bald die Leber eines alten Wallisers. Ich entschuldige mich, wenn mich jemand auf offener Strasse anrempelt. Reicht das?

Mich plagen Zweifel. Wird mir die Einbürgerungskommission unbequeme Fragen stellen? Zum Beispiel: Wie halte ich es mit dem Militär? Genügt es, wenn

ich «Der Güego aner Welbi mottut schinit» verstehe, oder muss ich es aussprechen können? Kann so eine Einbürgerung nicht auch in eine Ausschaffung münden?

Das Tribunal

Die Tür zum Gemeindesaal öffnet sich und reisst mich aus meinen Gedanken. Auf mich wartet nun der schriftliche Test über meine Wahlheimat. Die dreissig Minuten Prüfungszeit sind mehr als genug, wie ich beruhigt feststelle. Mit Schweizer Schulbildung ist der Test keine grosse Sache. «Nennen Sie drei Schweizer Berge.» «Wie viele Einwohner hat die Schweiz?» «Wie heisst der Gemeindepräsident von Visp?» Einzig bei der Frage «Nennen Sie zwei sehr berühmte Schweizer» scheitere ich. Ich vergesse Max Frisch und schreibe stattdessen Roger Federer. Ich bin nicht mal Tennis-Fan.

In der mündlichen Prüfung sitzen mir der Gemeindepräsident, ein Gemeinderat und der Gemeindeschreiber wie in einem Tribunal gegenüber. Der Dorfpolizist lässt sich entschuldigen. «Haben Sie «Die Schweizermacher» gesehen?» Ich bejahe. «Gut, dann wissen Sie ja, was Sie erwartet.» Allgemeines Gelächter. Das Gespräch verläuft in einer freundlichen Atmosphäre. Hochdeutsch ist OK, das Militär spielt keine Rolle.

Einige Wochen später bekommen wir einen Brief: Wir haben den Einbürgerungstest bestanden, die Gemeinde Visp erteilt uns das Bürgerrecht. Jetzt geht die Sache an Bund und Kanton. Im November dieses Jahres werde ich wohl an der Einbürgerungsfeier in Sitten teilnehmen dürfen. Meine einzige Sorge ist, dass ich dort Oskar Freysinger die Hand schütteln muss. Aber dagegen kann ich ja in Zukunft als Schweizer Stimmbürger etwas tun. ◊



CONTRA: Louis XVI — Es war eine warme Juninacht im Jahr 1791. Meine Familie und ich versuchten unser Leben zu retten. In einer Kutsche flohen wir vor dem Pöbel in Paris, unser Ziel war das Exil im Ausland. Doch unsere Flucht endete allzu früh in der kleinen Ortschaft Varennes, wo mich offenbar ein Postmeister anhand meines Konterfeis auf einer Münze erkannte. Hätte ich es unterlassen, dieses Selbstbildnis in meinen glücklicheren Tagen als absoluter Monarch in Umlauf zu bringen – nun, unser Entkommen wäre geglückt. Wenn ich nicht so eitel gewesen wäre, meinen Kopf auf eine Münze prägen zu lassen, hätte der Henker von Paris anderthalb Jahre später denselben nicht von meinem Körper getrennt und der jubelnden Menge auf dem Place de la Révolution präsentiert. Quel malheur!

Ich war nie ein grosser Freund von Selbstbildnissen. Abgesehen davon, dass mir grundsätzlich alles suspekt ist, was den Kopf ohne den Rumpf darstellt, erachte ich ein solches Verhalten für einen Ausdruck falscher Eitelkeit. Gekrönte Häupter geben sich diesem Fehlverhalten nur zu gerne hin. Man nehme etwa das Beispiel meines Ahnherrn Louis XIV., des Sonnenkönigs. *L'état, c'est moi*, soll er gesagt haben. Diese Geltungssucht! Wo bin ich da nur hineingeboren? Diese kopflose Ich-Bezogenheit brachte mich zu Fall! Mon Dieu! Lieber wäre ich Tischler oder Schmied geworden. Was wäre mir da erspart geblieben?

Obwohl, wie man mir berichtet, ist das Selbstbildnis in diesen Tagen nicht nur Sache der Fürsten, sondern auch des Volkes. Der Pöbel scheint hier den gepuderten Aristokraten, gegen die es einst so rüde aufbegehrte, in keiner Weise nachzustehen. Überall, so sagt man, fertigen die Menschen Portraits von ihren Köpfen an. Manche sogar mit langen Lanzen, um noch mehr von ihrer Umgebung darstellen zu können. Ich finde das befremdlich, benutzte man in meinen Tagen doch Lanzen, um damit ungeliebte Häupter durch die Strassen von Paris zu tragen. Man sieht also, was ich von der ganzen Angelegenheit halte: rien. [jol]

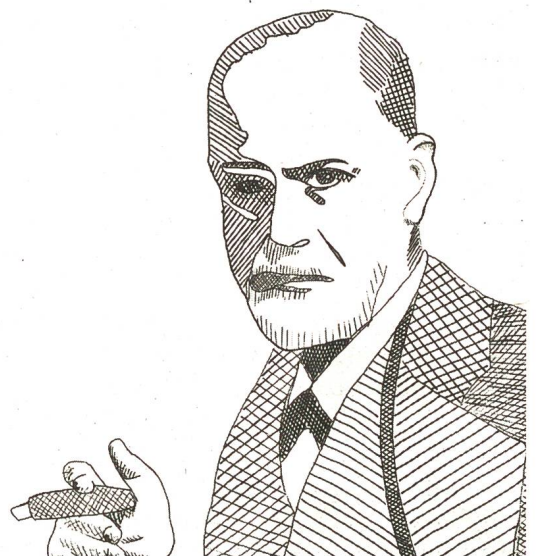
Bekanntheiten aus aller Welt und Zeit duellieren sich zu ausgelosten Themen.

SELFIE

PRO: Sigmund Freud — Seit ich durch die Anzahl der bescheidenen psychoanalytischen Beobachtungen dem menschlichen Ich die schmerzlichste Kränkung der modernen Wissensgeschichte zufügte – es sei nicht Herr im eigenen Haus –, ist es dazu verdonnert, sich Selfie für Selfie darüber hinwegzutrusten. Dies ist ihm nicht zu vergönnen, steht es doch immerzu unter dem Druck der schwer zu befriedigenden Forderungen des Es und der unerbittlichen Ermahnungen des Über-Ich. Der Mensch ist nun einmal unablässig mit dem Sexuellen beschäftigt. Und da ihm in Zeiten der individualistischen Konsumkultur nur der Regress in den Narzissmus bleibt, versichert er sich seiner Liebe zu sich selbst mit einem raffinierten Selbstbild nach dem anderen. Die Psychoanalyse wertet nicht, und wenn für die Menschskinder auf dem Weg zu ihrem Lebensglücke das Selfie unumgänglich ist, wollen wir das nicht verurteilen.

Ich als Ästhet war immer auch angenehm berührt, zu sehen, wie Narziss (etwa bei Caravaggio) sein Spiegelbild im Teich anhimmelt. Nicht anders versenkt sich die Selfieknipserin in ihr Selbstbildnis auf dem Mobiltelefon. Und wie der Selbstgenuss Narzissens von der ständigen Angst getrübt war, ein fallender Tannenzapfen könnte die Wasseroberfläche erschüttern, so muss auch der Selfist ständig mit einem leeren Akku rechnen. Mein nicht unkluger, aber mir etwas suspekter französischer Nachahmer Jacques Lacan hat im Übrigen erkannt, dass das Ich sich durch diese Spiegelung überhaupt erst konstituiert. Ein wenig gesunder Narzissmus sei also auch deshalb gebilligt.

Da ich meinerseits aber die Eigenliebe vor langer Zeit überwunden habe, wollen wir zum Schluss noch über Sie sprechen, verehrte Leserin: Kennen Sie meine psychoanalytischen Theorien? Wenn nicht, sollten Sie dieses Versäumnis nachholen, denn die Psychoanalyse gehört zu den grossen Errungenschaften der Wissenschaft, und die leise Stimme des Intellekts macht auch, wie Sie hiermit erfahren haben, vor dem Selfie nicht Halt. [tru]



Reinhard Jirgl: *Nichts von euch auf Erden* (2012)

«Die Apokalypse galt nicht dem Menschen. Von Menschen blieb Nichts mehr zum Enthüllen, sie starben nur. Verglühten. Und alle Menschenfurcht ward zu STEIN. PHOBOS: Als die eine Spitze des glühenden von Dämpfen umzischten felsigen Ellipsoiden ins Mittelmeer vor Kreta einschlug, ragte sein anderes Ende noch hochhinauf bis in die Stratosfäre – » Der Schluss, den Reinhard Jirgl seinem 2012 erschienenen und preisgekrönten Roman «Nichts von euch auf Erden» stiftet, markiert das Ende der menschlichen Spezies, die sich mit dem Versuch, per Gravitationsprengung die Planetenachse des Mars «erdgerecht» zu korrigieren, ihren Untergang redlich verdient hat. Voraus geht dem eine atemberaubende Zukunftserzählung, die uns mit einer von allen Globalisierungsbestrebungen befreiten Erde konfrontiert. Die Dinge stehen nicht schlecht: Der elektronische Krieg hat die alte Zivilisation verwüstet, ihre Eliten haben sich auf den Mars verzogen. Die Zurückgebliebenen bilden eine Gesellschaft der Vereinzelten, aus der ein neuer, sich selbst genügender Mensch mit einer eigenen Sprache hervorgeht. Der Planet und seine Bewohner haben sich ausgesöhnt – doch dann kehren eines Tages die Exilanten vom Mars zurück, um die Erde wieder «erdhaft» zu machen ... Ein finsternes Buch, ein grossartiger Text über Prophetie und Medien – und schon jetzt ein Klassiker des 21. Jahrhunderts.



Prof. Dr. Philipp Theisoohn forscht am Deutschen Seminar zu extraterrestrischer Literatur.

**Auf kleinem Raum**

Rotes Fell, dunkle Augen und eine Weinflasche springen einem als Erstes ins Auge. Die Ausstellung «Fühlst du nicht an meinen Liedern, dass ich eins und doppelt bin» in der Galerie Peter Kilchmann ist klein. Doch es soll nicht von der Grösse auf den Inhalt geschlossen werden. Ein quadratischer Raum bietet eine Vielfalt von Objekten, von Bienenwaben über Fotografien bis zu Metallgeflechten, die an der Wand und der Decke befestigt sind. Kuratiert wurde die Ausstellung von Adriana Domínguez Velasco, sie studiert «Curating» an der ZhdK studiert und aus diesem Projekt ihre Masterarbeit macht, und Mateo Chacón Pino, der Kunstgeschichte an der Uni Zürich studiert.

Im Juni des letzten Jahres begannen die beiden mit der Konzeptentwicklung, und im September stand die Projektskizze: Eine Gruppenausstellung mit Werken zum Thema Synthese von Ästhetik und Wissenschaft. Die Endauswahl fiel auf sechs Kunstwerke, die sich dem Thema auf unterschiedliche Weise nähern. So sind Visualisierungen aus dem Ingenieurwesen oder eine Arbeit zur Botanik zu sehen. Die dunklen Augen und die Weinflasche gehören zum Werk «Histoire de la Folie» von Javier Téllez, das einerseits auf das gleichnamige Werk von Michel Foucault, andererseits auf die griechische Fabel «Der Fuchs und die Trauben» verweist. Es setzt sich mit an den Rand gedrängten Mitgliedern der Gesellschaft auseinander.

Die Wissenschaft brauche die Darstellung des Wissens in Form von Kunst, genauso wie die Kunst eine wissenschaftliche Lesart brauche, aus der Wissen erst produziert werden könne. Mit solch grossen Gedanken haben die Ausstellungsmacher die überschaubare Ausstellung gefüllt. Die grösste Arbeit sei jedoch die Organisation gewesen, sagen die Kuratoren. Künstlerkontakte herzustellen und Transporte zu organisieren, habe die meiste Zeit und Energie gekostet; der unsichtbare Schweiß hinter einem fertigen Produkt eben. Die finanziellen Ausgaben übernahm zum Glück die Galerie, die sich über den frischen Wind in ihren Räumen freut. [cam]

15. Januar bis 28. Februar
Dienstag–Freitag 10–18 Uhr,
Samstag 11–17 Uhr,
Galerie Peter Kilchmann
Zahnradstrasse 21, Zürich



Ach, Uni

Armen Avnessian nimmt in seinem Buch «Überschrift» kein Papervor den Mund und beschreibt die geisteswissenschaftlichen Akademiker als pseudokritisch, konformistisch und depressiv. Was schlägt er vor? Fetischismus und Witz.

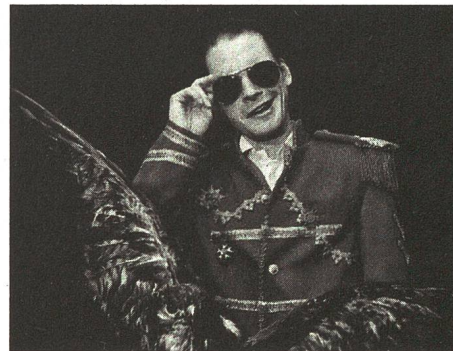
Im Berliner Punkrock-Philosophie-Verlag Merve ist die Streitschrift erschienen, und der Covertext ist von einer Schicht Rubbellos-Grau in Form der obligaten Merve-Raute verdeckt. Weil man sich nicht die Mühe macht, die Farbe wegzurubbeln, hinterlässt das Buch überall seine Spuren: Im Rucksack, auf der Jeans, an den Fingern. Und so, wie allmählich dann doch der Titel durchschimmert, dämmert einem auch im Laufe der Lektüre, was der aus Wien stammende Literaturwissenschaftler und Philosoph mit «Überschrift» will. Wer wegen des Geglommers auf der Front Glam-Rock-Theorie à la Žižek erwartet, liegt falsch. Avnessian schreibt (trotz der Polemik) unaufgeregt und schnörkellos. Zielscheibe des Buches ist die Universität, und das Geschütz ist hart, weswegen ein Kollege zu Avnessian gesagt habe: «Dieses Buch kannst du einfach nicht publizieren.» Er hat es doch getan.

Das Personal der Philosophischen Fakultäten ist kritisch, autonom und innovativ. Die Wissenschaftskünstlerinnen à la Humboldt verbinden souverän Forschung und Lehre und fühlen sich frei, weil spätestens seit 1968 keine offensichtliche professorale Macht Repression ausübt. Das alles stimmt nur scheinbar, so Avnessian. In Wahrheit stehen die Akademiker unter grossem Druck. Der Mittelbau muss über den meist konformistisch gehaltenen Qualifizierungsschriften (Diss, Habil) brüten und die Publikationsliste pflegen. Die Professorinnen managen den Lehrstuhl und kommen nicht dazu, ein interessantes Buch zu schreiben. So ist die Akademie ein «Vorzeigemodell neoliberaler Selbstausbeutung». Auch die Depressionen,

die viele Geisteswissenschaftler quälen, haben laut Avnessian institutionelle Ursachen: Die Dr. Des. & Co. sind nur vermeintlich kritisch und autonom. De facto gehorchen sie ängstlich der gängigen Uni-Moral, um ihre Karriere nicht zu gefährden. Sie verinnerlichen die vermiedenen Konflikte, und es resultiert Selbsthass.

2013 hat Avnessian den Band «#Akzeleration» (Merve) herausgegeben mit Beiträgen, die der Beschleunigung des Kapitalismus und unseres Lebens nicht mit dem nostalgischen Ruf nach Entschleunigung begegnen wollen, sondern in eigenmächtiger Tempoverschärfung positive, progressive, subversive und leidenschaftliche Zukunftsmodelle entwerfen, um dem hektischen Jetzt zuvorzukommen, statt ihm hinterherzuhinken. Was Avnessian in «Überschrift» vorschlägt, ist überzeugend: Man soll hinstehen und seine Ansichten über Wahrheit und Leidenschaften für ein Wissen so unbeirrbar äussern, wie der Fetischist die von ihm aufgewertete Sache feiert. Die dadurch ausgelösten Konflikte sollen mit witzigen, humorvollen und ironischen Taktiken ausgetragen werden. So zwingt man das Gesetz, sein wahres Gesicht zu zeigen. Und daraus folgt eine «ethische Konstitution des Subjekts», denn wer die Konfrontation mit dem Gesetz sucht, formt es um, überschreibt es (daher der Titel) und macht sich zum Autor einer neuen, für sich und mit den anderen ausgehandelten Ethik (während der angepasste Neurotiker sich der allgemeinen Moral beugt). Das klingt nach fröhlicher Wissenschaft. Ob dem so ist, erfahren wir im Frühlingsemester bei den geplanten Gastaufenthalten. Bis dahin bleibt Zeit, das Buch zu lesen. [tru]

10.–11. März UZH / 13. April ETH
Armen Avnessian: Überschrift. Ethik des Wissens – Poetik der Existenz. Merve 2015



Auf einen Sekt mit Falco

Das Publikum findet sich in einem kleinen dunklen Raum an der Chorgasse im Niederdorf wieder, einer Abstellkammer ähnlich. Es gibt einzelne Stühle, die meisten Zuschauer müssen aber stehen. Der gekühlt servierte Sekt tröstet darüber hinweg. Wie aber ausgerechnet hier ein österreichischer Popstar zum Leben erwachen soll, bleibt zunächst unklar.

Vor 17 Jahren starb Johann Hölzel, besser bekannt unter seinem Künstlernamen Falco, im Alter von 40 Jahren bei einem Autounfall in der Dominikanischen Republik.

Regisseur Johann Khuiten erweckt nun den Paradiesvogel in seinem Stück «Out of the dark» zu neuem Leben und schildert in einem einstündigen Porträt eindrücklich die verschiedenen Facetten des Falco. Als Maximilian Kraus wie frisch aus dem Ei gepellt aus der Kühltruhe steigt, bleibt kein Zweifel mehr: Falco is back.

Durch die Raumverhältnisse scheint das Szenario seltsam nah, was ein gewisses Unbehagen auslöst. Dem Zuschauer bleibt so gar nichts anderes übrig, als sich auf den charismatischen Künstler einzulassen: So entwendet er galant der Dame den Sekt aus der Hand, oder lässt sich von den Herren mal jenen, mal diesen Hocker reichen. Mit kaum mehr als ein paar Stühlen und einem Fernseher versteht es Kraus, die Räumlichkeiten in verschiedenste Atmosphären zu tauchen: von lächerlich-heiter zu verzweifelt-traurig.

Das Stück, das auf Originalzitate des Musikers beruht, führt chronologisch durch das Leben und Leiden des Johann Hölzel. Hin- und hergerissen zwischen Ruhm und Selbstzweifeln präsentiert sich der wiederauferstandene Falco als selbstgerechter Macho, aber auch verletzlich und einsamer Künstler, der dem Druck des Business stand zu halten versucht.

«Out of the dark» ist eine Inszenierung, in der es jedoch nicht nur um die österreichische Ikone geht. Vielmehr ist eine Auseinandersetzung mit dem Sinn des Lebens und der Selbstaufopferung der von uns vergötterten Idole. James Dean, Elvis Presley, Amy Winehouse und nicht zuletzt Falco – sie alle kostete der Ruhm das Leben, und dennoch bleiben sie unsterblich. [aga]

Wann: 23. und 24. Februar /
 9. und 17. März, jeweils um 20.30 Uhr
 Wo: Zürich, Theater Neumarkt, Chorgasse

Gesellschaftsspiegel Hollywood

Amerika wird noch immer von weissen, alten Männern dominiert. Die Oscars sind da keine Ausnahme.

Juliana Maric (Text) und Joséphine Marfurt (Bild)

Ava DuVernays Bürgerrechtsdrama «Selma» fesselt, berührt, spricht unbequeme Wahrheiten an. Hauptdarsteller David Oyelowo verkörpert Martin Luther King Jr. nicht als einen selbstlosen Märtyrer, sondern als einen von Zweifeln getriebenen Menschen. Das machte den Film zu einem hoch gehandelten Kandidaten für die diesjährigen Oscar-Verleihungen. Jedoch erhielten weder Regisseurin DuVernay noch Schauspieler Oyelowo eine Nominierung. Überhaupt ist «Selma» nur in den Kategorien «Bester Film» und «Bester Song» nominiert.

DuVernay wäre die erste schwarze Frau mit einer Nominierung als beste Regisseurin gewesen. Wieso hingegen der norwegische Regisseur Morten Tyldom mit «The Imitation Game», einem Biopic über den Briten Alan Turing, bevorzugt wurde, ist vielen Kritikern schleierhaft. Zu

Recht, denn während Tyldom still dem altbekannten Kassenschlager-Rezept folgt, schlägt DuVernay einen anderen Weg ein:

Bereits die ersten fünf Minuten des Streifens sind eine emotionale Wucht. Die Zuschauer werden nicht geschont. David Oyelowo erweckt Reden von Martin Luther King zum Leben, die es nie gab. Denn die originalen Reden des Bürgerrechtlers durften im Film nicht verwendet werden – Steven Spielberg hatte sich die Filmrechte an dessen Schriften bereits 2009 gesichert.

Weisser wird es nicht

Seit Mitte Februar die Oscar-Nominierungen verkündet wurden, scheint die Debatte um die Vielfalt in der Preisverleihung kein Ende zu nehmen. Auf Twitter kursiert noch immer der Hashtag

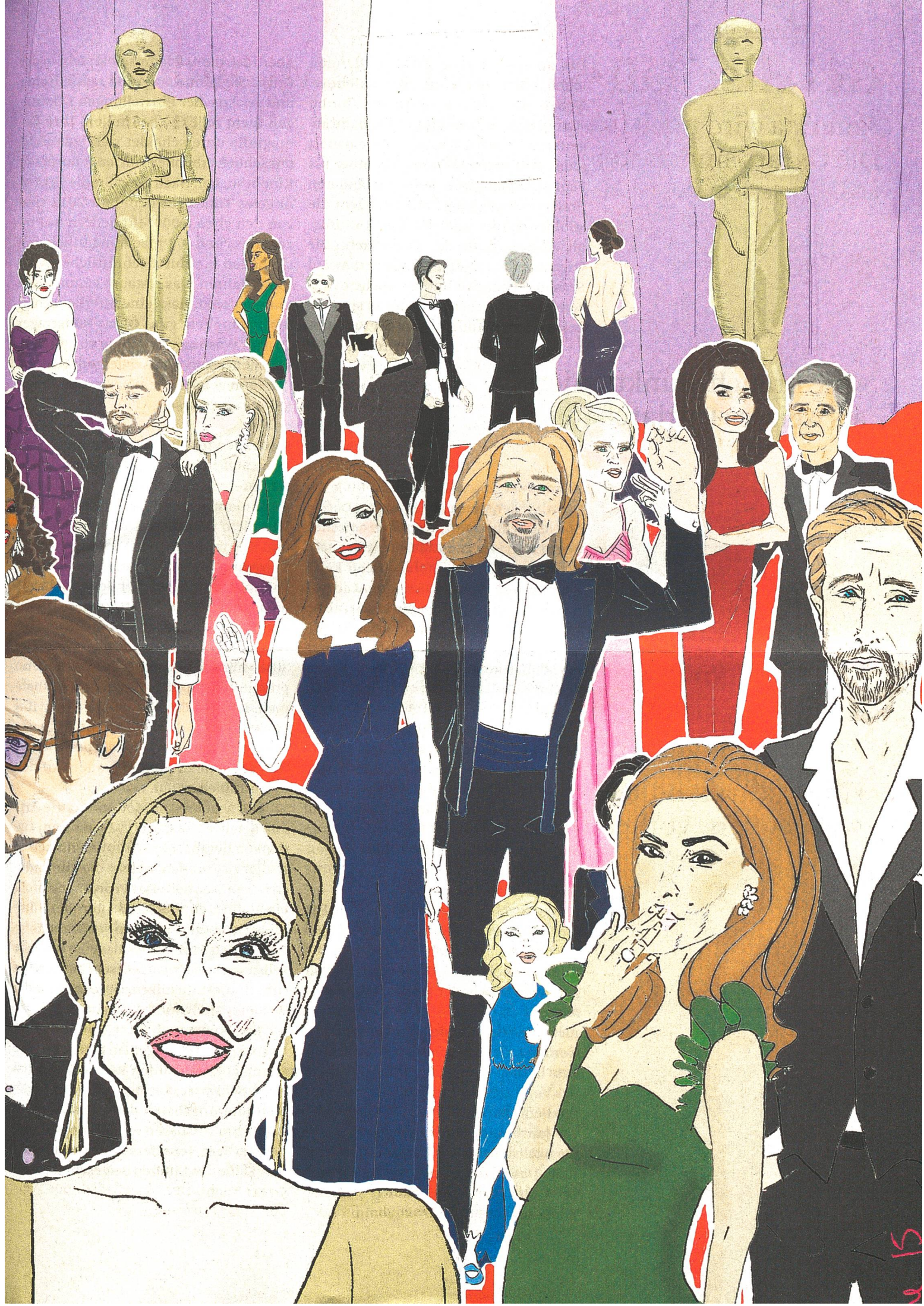
#OscarsSoWhite. Und für die nationalen Medien waren die News von den Academy Awards zeitgleich mit den landesweiten Protesten gegen rassistische Polizeigewalt nach der Erschiessung eines schwarzen Jungen durch weisse Polizisten in Ferguson, Missouri, ein Geschenk.

Grund für den Wirbel im sonnigen L.A. ist, dass alle für einen Oscar nominierten Schauspielerinnen und Schauspieler weiss und in den Kategorien «Regie» und «Drehbuch» ausschliesslich Männer nominiert sind. «Schwarze und Frauen zu erreichen, ist ein grosses Ziel», sagte Cheryl Boone Isaacs jüngst in einem Interview. Isaacs ist die erste schwarze Präsidentin der Academy of Motion Picture Arts and Sciences, der Institution, welche die Oscars vergibt. Ihr Wunsch nach grösserer kultureller Vielfalt wurde dieses Jahr jedoch nicht erreicht.

Klima und Saison

Dass in Hollywood nicht allein Talent zum Erfolg führt, ist allgemein bekannt. David Edelstein, Chef-Filmkritiker des «New York Magazine», klärt in einem Interview mit der «Huffington Post» auf: «Die Oscars sind gefixt. Also manipuliert. Vorbestimmt. Die Öffentlichkeit soll eingeweicht werden: Hollywood hat seine eigene «Campaign Season», während der Reden halten bedeutet, eine hübsche Schauspielerin an genug Partys auftauchen zu lassen, um die Wähler davon zu überzeugen, wie glaubhaft sie brav gespielt hat.» Laut Edelstein wurde die unbekannte französische Schauspielerin Marion Cotillard auf diese Weise zur Oscar-Preisträgerin. Edelstein schlägt daher vor, durch Gegenkampagnen für öffentliches Bewusstsein zu sorgen. «Genauso, wie wir verstehen, wie Politik funktioniert, oder uns in jungen Jahren beigebracht wird, der Werbung nicht zu trauen.»

«Die Oscars sind gefixt. Manipuliert. Vorbestimmt.»



«Die Branche funktioniert als weisses Patriarchat.»

Die amerikanischen Filmschaffenden leben nach ihrem eigenen Kalender. Neben der von Edelstein erwähnten «Campaign Season» gibt es noch die sogenannte «Award Season». Diese dauert jedes Jahr meistens von November bis Februar. Neben einer Reihe von anderen Preisverleihungen gelten vor allem die «Golden Globes» und die «Guild Awards» als Vorhersage für die Oscar-Nacht. Die Oscars werden als Höhepunkt der «Award Season» gehandelt und als höchste Auszeichnung angesehen. Denn es sind die bekanntesten Kollegen aus der Branche,

die würdigen und gewürdigt werden.

Eine komplette Liste der Namen veröffentlicht die Academy nicht, und sogar innerhalb der

Filmindustrie spekuliert man über die Identität der Menschen, die über Oscars und damit über ganze Karrieren entscheiden. Denn wie der Mathematiker Iain Pardoe und der Psychologe Dean Keith Simonton in ihrer Analyse der Academy Awards erklären, bringt ein Oscar, abgesehen von der Ehre, ihn zu erhalten, direkte praktische Folgen mit sich. Gewinner können höhere Gagen fordern und für Schauspieler verbessert sich die Qualität der Drehbücher, die ihren Agenten zugesandt werden. Bereits eine Nominierung kann den Umsatz eines Kinofilms um Millionen Dollar erhöhen. Nicht zuletzt, weil auch dieses Jahr wieder Milliarden von Zuschauern weltweit am 22. Februar auf das Dolby Theatre in Hollywood blicken und die Zeremonie gebannt mitverfolgen.

Weisser, alter Oscar

Einige Stimmen beschuldigen im Fall «Selma» die Produktionsfirma Paramount Pictures, nicht schnell genug Kopien des Films, sogenannte Screeners, an alle Academy-Mitglieder geliefert zu haben. Ausserdem soll bei Pressevorführungen nicht die finale Version des Films gezeigt worden sein. Dabei muss man beachten, dass bei den Oscars filmische Leistungen des Vorjahres geehrt werden. Produzenten bemühen sich also, die Filme noch vor Jahresende fertigzustellen, um für die nächsten Oscars in Betracht zu kommen. Das ist der Grund, weshalb jeweils im Winter eine riesige Ladung oscarreifer Filme auf das Publikum zukommt.

Aber auch die Academy selbst steht in der Kritik. Sie könne aufgrund rassistischer und sexistischer Einstellungen Leistungen nicht objektiv beurteilen. Ihre Demografie unterscheidet sich jedenfalls tatsächlich erheblich von jener normaler Kinobesucher. Nach einer Studie der Los Angeles Times aus dem Jahr 2012 sind von den circa 6'000 Mitgliedern 94 Prozent weiss und 77 Prozent männlich und sie haben ein durchschnittliches Alter von 63 Jahren. Das erstaunt kaum, wenn man bedenkt, dass eine Mitgliedschaft lebenslänglich gilt. Oscar-Preisträger Denzel Washington schlug vor, die Zusammensetzung der Academy durch eine Quotenregelung der allgemeinen Bevölkerung anzupassen.

Fehlende Vielfalt in Hollywood

Es ist jedoch zweifelhaft, ob eine durchmischtere Jury auch direkt vielfältigere Nominierungen mit sich bringt. Denn: Vor allem unter den Drehbuchautoren und Regisseuren fehlt es an Vielfalt. New-York-Times-Kolumnist Frank Bruni kommentiert gegenüber dem Nachrichtensender MSNBC: «Man kann nichts nominieren, was nicht gemacht wurde.» «Schwarze» Produktionen wie «12 Years A Slave» mit der als beste Nebendarstellerin prämierten Lupita Nyong'o sind Ausnahmen. Kathryn Bigelow ist mit «The Hurt Locker» seit 2010 die erste und einzige Frau mit einem Oscar für die beste Regie, weil schlicht zu wenige Frauen auf den Regiestühlen sitzen.

Die Academy of Motion Picture Arts and Sciences entstand 1927 aus dem Gedanken heraus, eine Gruppe Filmschaffender zu gründen, welche die Filmindustrie repräsentiert. Das Problem ist nicht ein kleiner, elitärer Kreis alternder Filmrentner, der die Vielfalt in der Branche ignoriert. Das Problem ist, dass die Branche selbst nach wie vor als weisses Patriarchat funktioniert. Insofern repräsentiert die Academy Hollywood durchaus.

Erst wenn auch diese Minderheiten in Positionen gelangen, in denen sie ihre Geschichten erzählen können, werden mehr Schwarze, Latinos und Frauen die Nominierungslisten der Oscars zieren. Bis dahin versüssen Highlights wie Angelina Jolie, Jennifer Lawrence und Elton John den bitteren Beigeschmack der Oscar-Nacht. ♦



Building a better
working world

TAKE YOUR CAREER IN YOUR OWN HANDS.

Don't just think about your career.
Act! We can't promise you every-
thing, but we can promise you
this: Whenever you join, however
long you stay, the exceptional EY
experience lasts a lifetime. What
are you waiting for?

Find out more at:
www.ch.ey.com/careers
#betterworkingworld





digitec.ch

Sony Spezialangebot

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Schliessen
Sie Ihr Abo auf
digitec.ch ab
Einfach & bequem
online



379.- mit Abo ab 0.-

Sony Xperia Z3 Compact

- 4.6"-4K-Triluminos-Touchscreen, 1280x720 Pixel
- Staub- und wasserdichtes Alugehäuse dank IP65/68

Tolle Fotos entstehen mit dem schlanken
Xperia Z3 Compact dank 20.7 MPixel-
Kamera!

- 2.5GHz Quad-Core-Prozessor
- 20.7 MPixel-Kamera mit 1/2.3"-Sensor
- LTE
- 16GB Speicher, MicroSDXC (bis 128GB)
- NFC
- Android OS 4.4
- 127x65x9mm, 129g Artikel Schwarz 2754694, auch erhältlich in Weiss, Grün und Orange